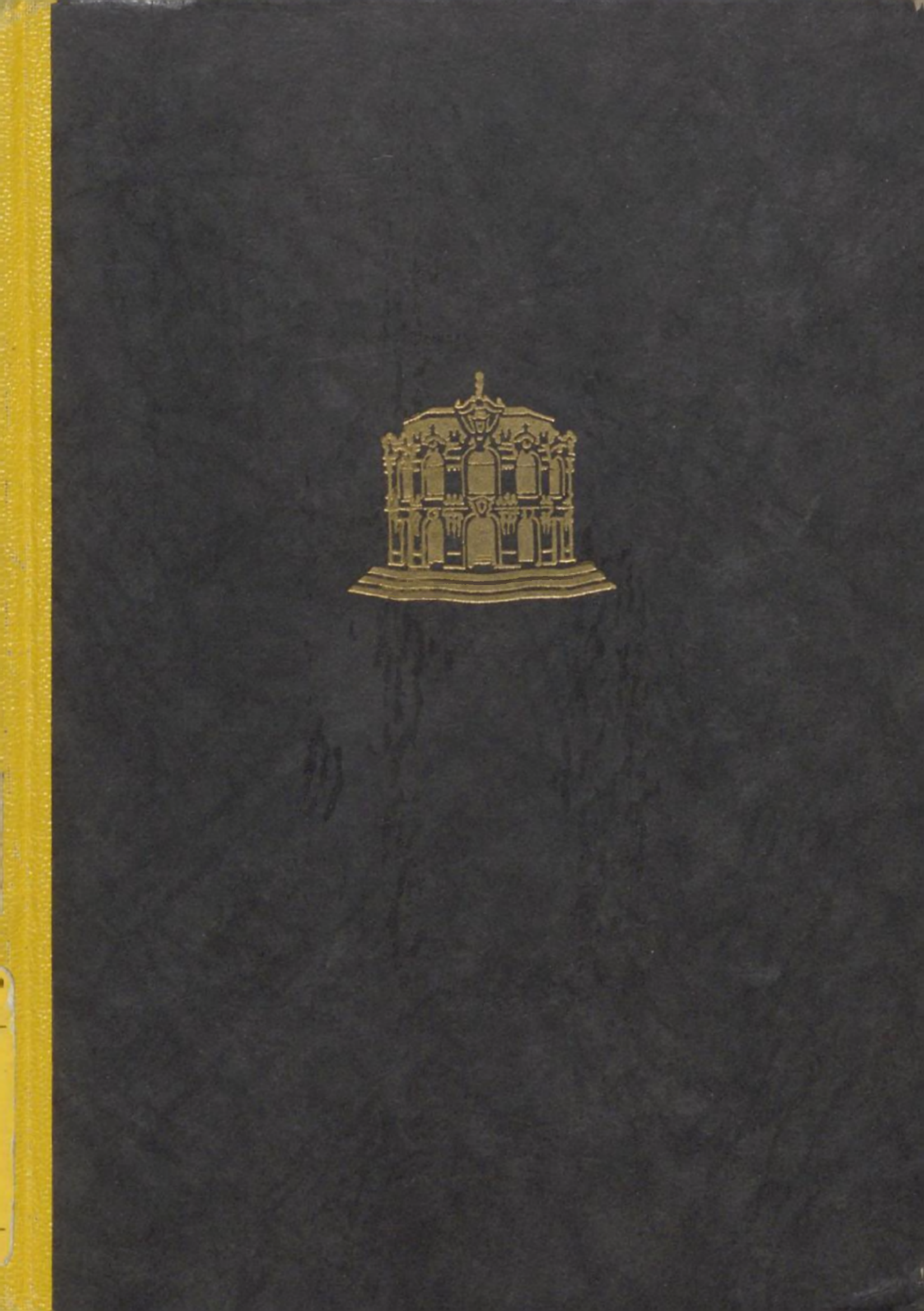
Axel Rodenberger

Der Tod von Dresden

Jansen



DER TOD VON DRESDEN

AXEL RODENBERGER

DER TOD VON DRESDEN

Ein Bericht über das Sterben einer Stadt

8. Auflage

FRANZ MÜLLER-RODENBERGER · FRANKFURT/MAIN

1951 1. Auflage
1952 2. "
1953 3. "
1954 4. "
1955 5. "
1958 6. "
1960 7. "
1963 8. "



1963

Schutzumschlag: Hein Jansen

Bilder: Richard Peter (12), Claus Metzner (9), Ewald Gnilka (3), Siegfried Teucher (4), Clara Thüring (2), DPA (2), Dr. Stamm (1).

Zeichnungen: Bildseiten 29–32 Kunstmaler Erich Wünsche (aus dem Zyklus: Apokalypse Dresden 1945)

Gesamtherstellung Druckerei Franz Jos. Henrich, Frankfurt a. M.-Schwanheim

Wer das Weinen verlernt hat, der lernt es wieder beim Untergang Dresdens. Dieser heitere Morgenstern der Jugend hat bisher der Welt geleuchtet. Ich weiß, daß in England und Amerika gute Geister genug vorhanden sind, denen das göttliche Licht der Sixtinischen Madonna nicht fremd war und die von dem Erlöschen dieses Sternes, allertiefst schmerzlich getroffen, weinen.

Und ich habe den Untergang Dresdens persönlich erlebt. Wenn ich das Wort „erlebt" einfüge, so ist mir das jetzt noch wie ein Wunder. Ich nehme mich nicht wichtig genug, um zu glauben, das Fatum habe mir dieses Entsetzen gerade an dieser Stelle in dem fast liebsten Teil meiner Welt ausdrücklich vorbehalten.

Ich stehe am Ausgangstor des Lebens und beneide alle meine toten Geisteskameraden, denen dieses Erlebnis erspart geblieben ist.

Ich weine. Man stoße sich nicht an dem Wort weinen; die größten Helden des Altertums haben sich seiner nicht geschämt.

Ich bin nahezu dreiundachtzig Jahre alt und stehe mit einem Vermächtnis vor Gott, das leider machtlos ist und nur aus dem Herzen kommt; es ist die Bitte, Gott möge die Menschen mehr lieben, läutern und klären zu ihrem Heil als bisher.

Im Februar 1945

Gerhart Hauptmann

Mein lieber Freund!

schrieb der schlesische Dichter Dr. Hanns Gottschalk im Februar 1945 an den Verfasser des Tatsachenberichtes „Der Tod von Dresden“, Axel Rodenberger. Gottschalk, Träger des schlesischen Dichterpreises und in jüngster Zeit mit einem österreichischen Erzählerpreis ausgezeichnet, schrieb diesen Brief unmittelbar nach dem Inferno von Dresden. Er schrieb ihn noch ganz unter dem Eindruck des furchtbaren Geschehens der letzten Stunden, die er selbst miterlebt hat.

Der Brief lautet:

Mein lieber Freund,

Wer faßt es, wer begreift es? Dresden ist tot. Einer der hellsten und heitersten Sterne hat aufgehört zu leuchten.

Noch ist alles um mich, als geschehe es noch einmal. Es heult, saust, kracht, prasselt. Feuer fällt, Menschen geistern wie brennende Fackeln. „Gott!“ rufen die Mütter und werfen sich über ihre Kinder, als könnten sie mit ihren Körpern das unschuldige Leben decken.

„Gott, Gott!“

Aber Gott antwortet nicht. Denn auch in seinem größten Zorn hat er sich nicht eine solche Hölle und Verdammnis ausgedacht, wie Menschen sie den Menschen bereiten.

„Nox diabola“, so wird man vielleicht einmal sagen, wenn man langsam die Gedanken ordnen kann. Nox diabola! Die Nacht von Dresden ist mehr. Sie enthüllt in einer schonungslosen, ja schaurigen Weise die geistige und seelische Krankheit, die Umnachtung, von der die Menschen Europas und die der ganzen Welt befallen worden sind.

Denn was war Dresden? Was beherbergte es? Was gab es aus? Wo hatten sich auf engstem Raum so viele strahlende Bauten und Skulpturen versammelt? Und wo waren mehr Truhen und Tabernakel angefüllt mit den Gaben des Geistes und der Gnade?

„Blühe, deutsches Florenz, mit deinen Schätzen der Kunstwelt!" sprach Herder einst, und wie angerufen von seinem Wort kamen Gäste aus allen Winkeln der Welt, Besucher, Bewunderer, Anbeter des Schönen, Wahren, Wunderbaren. Sie brachten eine andere Sprache mit, doch die Sprache der heiteren Seele hier verstanden sie, als hätten sie Musik gehört.

Die Musik tönt nicht mehr. Das strahlende Scherzo klang aus.

Dresden ist tot.

Ausgebrannt ist die Seele der Stadt. Ausgelöscht, was ein Permoser, Pöppelmann, Rietschel und Schilling geschaffen. Ausgetilgt, was menschlicher Geist zu seinem Schöpfer hinaufgebaut hat.

Die Frage steht: Wie hatte diese Stadt, die mit ihrem heiteren Antlitz vom Kriege entfernt war wie der Himmel von der Erde, an die Schächte der Vernichtung gerührt?

Menschen, ob Freund oder Feind, geben keine Antwort. Aber deutlicher und nachdrücklicher, als jede Antwort es vermöchte, demonstriert die Zerstörung Dresdens, wozu der Mensch fähig ist, wenn er vom Wege der Vernunft abirrt und die Kräfte des Hasses in Bewegung setzt. Der Haß hat noch niemals dem Leben gedient. Der Haß erteilt dem Tod das Kommando, und dieser zerstampft und zerstört alle Willenskräfte, die am Leben bauen.

Dresden ist tot.

Nun sind sie eingeladen, die Bewunderer des Schönen und Unschätzbaren. Sie müssen kommen, damit sie sich statt der Musik der Seele das Furioso des Todes anhören. Denn das Furioso ist in den Ruinen, in den Kratern, Trichtern, Trümmern. Und es ist in dem Massengrab, in dem der Geist von Jahrhunderten ebenso begraben liegt wie die verkohlten Körper von Hunderttausenden von Menschen.

Was aber bleibt uns, den Überlebenden, zu tun? Uns, die wir durch die Hölle des 13. Februar gegangen sind und wie durch ein Wunder heil herausgekommen sind? Ich dachte es kürzlich schon, als ich das heimgesuchte Köln sah und Freiburg im Breisgau.

Ich schrieb damals:

Weinen die Dome?
Stürzen die Geister,
Begraben sie Gott?
Feuer fällt.
Aber im letzten Pilaster
Steht
Ewiges gegen den Tod.

Ja, noch steht ein Pilaster, eine Säule, ein Turm. Möge dieses Symbol von allen verstanden werden! Möge das Sursum corda Gewalt gewinnen über den Tod!

Doch halt — ich scheine mich da in einen schönen Traum hineingeredet zu haben: in den Traum Liebe, Leben, Friede. Und mitten in diesem Traum heulen die Sirenen wie in einer Verhöhnung.

„Voralarm!" ruft jemand draußen, „Voralarm!"

Ich höre Kinder weinen, Schritte die Treppen herunterhasten. Die Flucht vor dem Tod geht weiter.

Leben Sie wohl!
Ihr
Hanns Gottschalk

VORWORT

13. Februar 1951.

Gegen 22 Uhr beginnt eine Kirchenglocke zu läuten. Erst ganz allein. Andere folgen. Aber ihre ehernen Stimmen dringen nur vom Rande der Stadt über Dresden hin. Die Stadt selbst hat keine Türme und keine Glocken mehr. Die Stadt Dresden ist tot.

So läuten die Glocken zum 6. Jahrestag, zur gleichen Stunde, in der eine Stadt starb. Mit ihr die Bevölkerung, mit ihr die Flüchtlinge. Zu Hunderttausenden hatten sie auf der Flucht aus dem Osten Schutz gesucht. Dresden wurde ihr Grab.

30 Minuten lang mahnen die Glocken! 30 Minuten dauerte der erste Angriff, dem noch zwei weitere, noch grausigere, innerhalb 12 Stunden folgten. 30 Minuten klagen die ehernen Stimmen durch die Nacht.

Die Herzen der Dresdner Bevölkerung stocken. Der Pulsschlag einer ehemaligen Großstadt, die nur noch aus Randgebieten besteht, setzt aus. 13. Februar. Schwärzester Tag in der Geschichte der Menschheit. Erinnerungen steigen auf.

Die schönste Großstadt Deutschlands starb im Hagel der Bomben. Legionen ziehen im Geiste vorüber. Tote, Tote, Tote. Freunde, Verwandte, Eltern, Kinder. Kaum einer, der nicht viele zu beklagen hat. Sie sind nicht mehr.

Zerrissen, verbrannt, erstickt — das war ihr Schicksal am 13. Februar 1945, wenige Wochen vor Kriegsende. Kein Grabhügel, den eine Blume schmücken könnte. Irgendwo endeten sie unter gräßlichsten Todesqualen.

Am 13. Februar, wie auch die Jahre vorher, arbeitet man sich über Trümmerberge hinweg, übersteigt zu-

gemauerte Straßen. Dort, wo man die letzte Ruhestatt vermutet, legt man einen Kranz nieder oder einen Strauß Blumen.

Viele ziehen hinein in die tote Stadt. Gespenstisch ragen die Trümmer. Tonnenschwer ihre Lasten, die noch niemand heben konnte. Und so weit das Auge blicken kann: Trümmer! Trümmer! Sie bilden einen einzigen Grabhügel. Kränze und Blumen schmücken sie wohl, aber grausig bleibt ihr Anblick. Grausig wie das Ende derer, für die am 13. Februar das Weltenende gekommen war.

Dresden! Elbflorenz! Stadt der Museen und der Künste. Dresden, Stadt zahlloser weltberühmter Bauten. Dresden, die Stadt, die wie keine zweite das Ziel der Reisenden aus aller Herren Ländern war, ist nicht mehr. Dresden starb, es zerschmolz in der Flammenglut, es zerbarst unter den Explosionen der Bomben.

Kein Bunker schützte das Leben der Einwohner und Flüchtlinge. Schutzlos waren sie dem Verderben ausgesetzt. Kaum ein Flakgeschütz trat in Abwehr. Kein Flugzeug warf sich den Angreifern entgegen. Hilflos, von Gott und aller Welt verlassen, starben die Menschen eines grausamen Todes.

Nach dem ersten Angriff brannte diese Großstadt auf 7 km Länge und 4 km Breite. Diesem Feuermeer von 28 Quadratkilometer entkamen die wenigsten. Deshalb auch die beispiellose Zahl an Opfern. Der zweite Angriff begann $2^1/_2$ Stunden später. 35 Minuten lang bebte die Erde unter den Einschlägen zahlloser Bomben. Sie vollendeten das Vernichtungswerk. Diese Bomben suchten aber auch ihr Ziel in den Grünflächen, und sie fanden es in den Leibern von Zehntausenden, die sich dorthin geflüchtet hatten.

Und zehn Stunden später erfolgte der dritte Angriff bei Tageslicht in unverminderter Stärke auf die letzten noch nicht brennenden Vorstädte Dresdens. Jedes Haus beherbergte nach den ersten beiden Angriffen die vielfache Zahl an Bewohnern.

Die Schilderung von Einzelschicksalen ist das Abbild des Erlebens von über einer Million Menschen. Die Augen trüben sich in Erinnerung an jene Schreckensstunden von Dresden. In schonungsloser Offenheit und getreu der Wahrheit wurde dieser Bericht von mir niedergeschrieben.

Sechs lange Jahre mußten vergehen, bis in mir der Gedanke ausreifte, das Sterben Dresdens für die Überlebenden und ihre Nachkommen niederzulegen. Oft stellte ich mir die Frage, ob der Abstand von sechs Jahren nicht zu kurz ist. Vieles mußte erst abklingen.

Doch dann entstand dieser Bericht aus eigenem Erleben, aus Aufzeichnungen und aus Unterhaltungen mit vielen Überlebenden. Ich ahnte seinerzeit nicht, daß diese Unterlagen jemals dazu bestimmt sein würden, späteren Geschlechtern vom Tode Dresdens zu künden.

Als Junge kam ich in diese Stadt. Fünfunddreißig Jahre lebte ich mit kurzen Unterbrechungen in ihr. Ich kannte jede Gasse, ich lernte diese Stadt lieben wie keine zweite auf der Welt. Die glücklichsten Jahre meines Lebens schenkte sie mir.

Ich gehörte zu jenen, die den Ruf Dresdens, eine der ersten Kulturstädte der Welt zu sein, vertiefen halfen. Am 14. Februar gehörte ich zur Legion der völlig Ausgebombten. Nach 1945 verstieß dann die Stadt ihre besten und treuesten Söhne. Es blieb kein Haß zurück. Aber die Sehnsucht nach der Heimat wird ewig bleiben.

Der Bericht ist völlig frei von Tendenzen. Er soll auch keine Anklage sein, nicht gegen diesen oder jenen. Was er sein soll, ist die Anklage gegen den Krieg und eine eindringliche Warnung an die Menschheit, die voller Sorge schon wieder die Flammenzeichen eines neuen Weltbrandes vor sich sieht.

Das Schicksal Dresdens könnte das Schicksal unzähliger anderer Städte werden. Noch größere Lasten, noch größere Bomben können die jetzt neugebauten Flugzeuge tragen. Die Vernichtungskraft ist noch stärker geworden, als sie am 13. Februar 1945 war.

Aber die Menschen sind die gleichen wie vor sechs Jahren oder vor tausend Jahren. Wesen von Fleisch und Blut. Menschen, die ein Herz in der Brust tragen, die sich ängstigen und die wissen, was Furcht bedeutet. Und Furcht vor dem Tode, ob qualvoll oder rasch, haben alle diese Menschen.

Und daran sollte man denken, wenn man vom Sterben der Großstadt Dresden liest. Daran sollten aber auch alle jene denken, denen die Völker ihr Leben und ihr Schicksal anvertrauen. Sie sollten daran denken, daß wir Menschen sind, denen ein Herrgott Liebe und Furcht mitgegeben hat. Denkt alle daran, die ihr die Verantwortung für unser Leben tragt! Denkt daran!

Allen Dresdnern, die diesen Bericht durch Ergänzungen, Berichtigungen und Schilderungen, aber auch durch die Einsendung von Bilddokumenten vervollkommnen halfen, sei an dieser Stelle aufrichtig gedankt.

Dortmund, im November 1951.

Axel Rodenberger

Vorwort zur 5. Auflage

Die 1. Auflage meines Buches war kurz nach Erscheinen vergriffen, die 2. Auflage einige Monate später. Viele Vorbestellungen lagen bereits vor, als die 3. Auflage in Druck gegeben wurde. Nunmehr ist es schon die 5. Auflage.

Ohne Propaganda sprach dieser Bericht vom Sterben einer Stadt für sich selbst. Tausende von Briefen erreichten mich aus dem In- und Ausland, Stimmen der Erschütterung und des Dankes für den Versuch einer objektiven Schilderung jener entsetzlichen Schreckenstage von Dresden. In uneigennütziger Weise setzten sich Freunde Deutschlands in allen Teilen der Welt für ein Bekanntwerden des Buches im Ausland ein.

Es besteht somit die berechtigte Hoffnung, daß der „Tod von Dresden" ein wenig dazu beiträgt, die Menschen zur Besinnung zurückzuführen und vor dem Wahnsinn eines neuen Völkermordens zu bewahren.

Was konnte ich Besseres tun, als das Buch an 127 Staatsmänner dieser Welt senden? Fast die Hälfte antwortete. Alle sprechen von ihrem Bemühen, der Welt den Frieden zu erhalten. Viele Antworten waren nichts anderes als leere Worte. Andere drückten ihr Mitempfinden für Dresdens Schicksal aus. Mancher Staatsmann fand aber auch von Herzen kommende Worte, erfüllt von der Sorge um das weitere Schicksal der Menschheit.

Auch bei der 5. Auflage brauchte ich kaum etwas zu ändern. Das Kapitel „Angst vor den Häftlingen" konnte durch mehrere Zeugenaussagen vervollständigt werden. Neu hinzugekommen ist das Kapitel: „Das

Ende der Frauenkirche“ und einige Ausführungen über den „Bomber“-Marschall Harris.

So möge auch diese Auflage in alle Welt hinausgehen und das Buch durch seine realistische Sprache eine Warnung an alle Menschen sein, alles zu tun, um der Erde den Frieden zu erhalten.

Frankfurt, im November 1955.

Axel Rodenberger

Vorwort zur 8. Auflage

Es ist eine erstaunliche Tatsache und stellt fast ein Novum dar, daß in einer so schnellebigen Zeit wie der unsrigen ein Buch über zehn Jahre hinweg fast Jahr für Jahr eine Neuauflage erlebt. Ist diese Tatsache so verwunderlich? Ich glaube nicht.

Die gegenseitigen Friedensbeteuerungen können nicht darüber hinwegtäuschen, wie gefährlich wir leben. Möglicherweise ist diese Feststellung einer der Gründe, daß es noch genügend Menschen guten Willens gibt, die aus diesem Buch schöpfen, um es denen vor Augen zu halten, die für die weitere Zukunft der Menschheit verantwortlich sind. Nicht zuletzt ist dieses Buch aber auch für die heranwachsende Jugend bestimmt, die kaum noch eine Erinnerung an das Inferno des Zweiten Weltkrieges hat und für die „Der Tod von Dresden“ schon kein Begriff mehr ist.

Der 8. Auflage habe ich ein Nachwort angefügt, das eine offen gebliebene, aber auch berechtigte Frage beantwortet:

„Wer gab den Befehl zur Vernichtung Dresdens?“

Frankfurt, im Februar 1963.

Axel Rodenberger

EINLEITUNG

Entsetzen lähmte das ganze Deutschland. Am 14. Februar kam die Meldung über die deutschen Sender, daß Dresden von schweren „Terror-Angriffen“, wie man sie damals nannte, betroffen worden sei.

Irgend etwas Furchtbares mußte geschehen sein. Das fühlten alle. Man hatte gelernt, mehr herauszuhören, als offen gesagt wurde.

Die Bevölkerung des Westens hatte die Nacht vom 13. zum 14. Februar 1945 in Bunkern und Kellern verbracht. Ein Strom von Bombern, vom Westen und Süden kommend, hatte diesmal seine Bombenlast nicht über Westdeutschland abgeworfen. Er ging weiter nach Osten.

Ein Feuermeer, wie es in Ausdehnung und Höhe noch kein Auge jemals vorher gesehen hatte, erhellte die Nacht; sein Schein hatte auf hundert Kilometer geleuchtet. Und dann wurde es zur Gewißheit: die geballte Wucht dieses Luftangriffes, die Masse des Bomberstromes hatte nur einer Stadt gegolten, Dresden!

Kleinere Verbände griffen Berlin und einige andere Städte an. Es waren aber nur taktische Ablenkungsmanöver.

Eine eiserne Zensur verhinderte, daß das Ausmaß der Katastrophe allgemein bekannt wurde. Verhindern konnte sie aber nicht, daß Überlebende ihre Flucht erst dann abbrachen, als sie viele Hunderte von Kilometern zwischen sich und Dresden gebracht hatten. Fort, nur fort von diesem Ort des Grauens! Nur dieser eine Gedanke bewegte sie.

Was hatte der Westen, das Ruhrgebiet und wie die

anderen Schwerpunkte der Luftangriffe heißen mögen, nicht alles durchgemacht! Es war grausig, oftmals mehr, als menschliche Nerven ertragen können. Tag für Tag und Nacht für Nacht hagelten die Bomben herab. Rissen hier Lücken, vernichteten dort Häuserblocks, manchmal sogar ganze Stadtviertel. Aber Dresden, hier mußte Unaussprechliches geschehen sein. Und sie täuschten sich nicht!

Der Westen litt schwer; er hatte die Hauptlast der Angriffe zu tragen. Neidvoll blickte er auf die Städte, die in Geruhsamkeit den Krieg bisher überdauert hatten. Wer es sich leisten konnte, fuhr nach Sachsen oder Thüringen, um endlich wieder einmal ungestört schlafen zu können.

Auch nach dem Westen kamen die aus Dresden Geflohenen. Sie sprachen von einer totalen Vernichtung der Stadt, von Hunderttausenden von Toten, Bergen von Leichen, von einem Weltuntergang. Bomben, unzählige Bomben aller Kaliber hätten die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt. Unter ihnen läge die Bevölkerung Dresdens; mit ihnen Legionen von Flüchtlingen, deren Namen und Zahl nie ermittelt werden könnte.

Man wußte, daß nach Dresden die aus dem Osten kommenden Flüchtlingstrecks geleitet worden waren. Wie eine Mutter hatte diese Stadt die Ströme von Menschen, Tieren und Wagen aufgenommen. Straßen und Plätze waren mit Fuhrwerken der Flüchtlinge gefüllt. Grünflächen waren in Lager verwandelt worden.

1 130 000 Menschen beherbergte diese Großstadt in ihren Mauern, als ihr Untergang kam, als ihre Stunde geschlagen hatte.

Im Februar 1945 kannte man die Atombombe noch nicht. Die erste fiel erst ein halbes Jahr später. Dann folgte die zweite und beendete den Krieg mit Japan. Über 100 000 Japaner verloren ihr Leben.

Die Atombomben für Deutschland waren die Angriffe vom 13. und 14. Februar 1945 auf Dresden. Diese Angriffe übertrafen selbst die Wirkung der Atombomben, und die Zahl der Dresdner Opfer liegt weitaus höher.

Der dritte Start

Langsam, fast senkrecht stieg der Fieseler Storch auf dem Flugplatz Hellerau bei Dresden auf.

Die zwei vorhergehenden Flüge waren vergeblich gewesen. Kilometerhohe Rauchwolken, von blutigroten, neu aufflammenden Feuerherden durchzuckt, hatten es unmöglich gemacht, einen Überblick über das Ausmaß der Katastrophe zu erhalten, die Dresden betroffen hatte.

Schnell gewann das Flugzeug an Höhe. Das Donnern des Motors ging in ein gleichmäßiges Brummen über. Der Pilot verlangsamte schon kurz darauf den Flug. Sie näherten sich der Neustadt. Durch Kehlkopfmikrophon verständigten sich Pilot und Beobachter.

„Tiefer!“ befahl der Beobachter. Über dem ganzen Stadtgebiet lagerten Dunstwolken. In kaum hundert Meter Höhe flogen sie die Königsbrücker Straße entlang.

Diesmal konnten sie das Ungeheuerliche der Zerstörung deutlich erkennen.

Links und rechts tauchte der Sturzhelm des Be-

obachters über der Bordwand auf. Wieder und wieder wurde das grausige Bild da unten fotografiert.

Schon in der Neustadt, am nördlichsten Rand von Dresden, begannen die Verwüstungen. Lücken klafften in den Häuserreihen. Das Hechtviertel, in der Hauptsache von Arbeitern bewohnt, hatte schwer gelitten.

Die Besatzung des Flugzeuges ahnte nicht, daß das Gebiet, das sie jetzt überflogen, wenige Tage später erneut im Bombenhagel liegen würde.

Am Albertplatz zeigten sich die ersten Totalzerstörungen. Die ganze Hauptstraße entlang bis zur Elbe — soweit das Auge blicken konnte — war kein Dach mehr zu sehen. Das Japanische Palais, die größte und wertvollste Bibliothek ganz Sachsens, war ausgebrannt. Eine Ruine.

Das Flugzeug überflog die Elbe. Das Herz des Piloten krampfte sich zusammen: Die weltberühmte Silhouette von Dresden existierte nicht mehr. Die Kuppel der Frauenkirche war verschwunden, ausgebrannt der Schloßturm und ein Turm der Sophienkirche. Vom oberen Teil des Rathausturmes stand nur noch das Gerippe. Aber immer noch hielt sich auf seiner Spitze unverständlicherweise der tonnenschwere goldene Herkules. Kaum ein Kirchturm stand noch. Keine Glocke würde mehr über Dresden läuten.

Der schönste Teil Dresdens, den unzählige Besucher aus aller Herren Ländern aufgesucht und bewundert hatten, war ein einziges Trümmerfeld.

Der Zwinger zerstört. Hofkirche, Schloß und Grünes Gewölbe in Trümmern. Vernichtet die Oper, Bellevue, das Italienische Dörfchen. Landtagsgebäude, Albertinum, das Palais Cosel ausgebrannt, dem Erdboden gleichgemacht. Tiefe Bombentrichter hatten die

Brühlsche Terrasse zerrissen; ebenso das Belvedere am Ende des „Balkon von Europa“, wie sie genannt wurde. Die gewaltigen Bauten der Ministerien jenseits der Elbe zeigten nur noch die leeren Fensterhöhlen, in denen das Grauen wohnte. Beizender Rauch drang zu dem Flugzeug herauf. „Höher!“ befahl der Beobachter.

Der „Storch“ kreiste über einem Schutthaufen, der einstmals das Zentrum der Stadt gewesen war.

Die Hauptstraße von West nach Ost, von der Friedrichstadt beginnend, über die Wettiner Straße, den Postplatz, Wilsdruffer Straße, Altmarkt, Johannstraße, Pirnaischer Platz, Amalienstraße, Schlageterplatz, Marschallstraße, Sachsenplatz und weiter die Pillnitzer und Grunaer Straße, immer weiter nach Osten, die Blasewitzer Straße, über den Stadtteil Striesen hinaus bis nach Blasewitz — dieser ganze 7000 Meter lange Teil Dresdens war ein einziger, riesenhafter Berg von Trümmern; er bot ein gräßliches Bild der Vernichtung.

Von Nord nach Süd der gleiche Anblick. Schloßstraße, Seestraße, Prager Straße, Hauptbahnhof, die Reichsstraße und weiter nach Süden das Bayrische, das Schweizer Viertel — überall Trümmer, nichts als Trümmer. Vom Albertplatz in der Neustadt, jenseits der Elbe, bis an die südlichsten Ausläufer der Stadt, auf 4000 Meter Breite hatte der Tod die Stadt geschüttelt, daß kein Stein auf dem anderen geblieben war. Die Hauptstraßen verschüttet, Nebenstraßen kaum noch als Straßen erkennbar und enge Straßen und Gassen unter einer Last von Schutt und Brand vom Erdboden verschwunden.

„Mein Gott! Das habe ich nicht erwartet!“ erklang es wie ein Stöhnen durch das Mikrophon.

Eine Stunde flogen die beiden im „Storch“ kreuz und quer über dem Ruinenfeld, das einstmals Dresden gewesen war.

Nur wenige Häuser waren auf diesem 28 Millionen Quadratmeter großen Raum stehengeblieben. Eine Großstadt war innerhalb 14 Stunden ausgelöscht worden, ausgelöscht durch drei Luftangriffe mit einer noch nicht dagewesenen Massierung von Flugzeugen.

Den beiden Fliegern klebte die Kleidung am Körper. Klitschnaß waren sie. Unter den Helmen rann der Schweiß über die schneeweißen Gesichter. Manchen Einsatz hatten sie gemeinsam als Aufklärer geflogen. Oftmals dem Tod ins Auge geblickt. Zwei Bruchlandungen. Einmal wurden sie abgeschossen. Mit Fallschirmen konnten sie sich retten. Ein anderes Mal Notlandung im brennenden Flugzeug! Aufnahmen von Schlachtfeldern — hundertweise.

Aber was sie hier auf den einstigen Straßen und Plätzen Dresdens sahen, das war grausamer als das, was sie jemals auf einem der Kriegsschauplätze erblickt hatten.

Zunächst hatten sie die eigenartigen dunklen Flecken auf den Straßen und Plätzen, im Großen Garten, auf den Elbwiesen, gar nicht erkannt. Dann sahen sie es plötzlich — und es raubte ihnen den Atem: Es waren Tote, Tote, nichts als Tote. Leichenfelder, die man kaum mit den Augen erfassen konnte. Und wie viele mochten noch unter den Trümmern liegen, in Kellern erstickt sein, bis zur Unkenntlichkeit verbrannt; verkohlten Balken gleichend. Wie viele?

Die beiden im Flugzeug waren die ersten, die das schreckliche Ausmaß der Verluste an Menschenleben erkannten. Von der Höhe ihres Beobachtungsortes

übersehen sie Gebiete, die nach der Zerstörung noch keines Menschen Fuß betreten hatte.

Noch vor wenigen Tagen hatten jene da unten gelebt, die jetzt als dunkle Flecken die Erde bedeckten — und die nichts Menschenähnliches mehr an sich hatten.

Noch vor wenigen Tagen war eine unzerstörte Großstadt zur Ruhe gegangen. Grausam war für sie das Erwachen. Unzählige Einwohner und Flüchtlinge sollten niemals wieder das Licht des Tages erblicken.

Einsam flog ein Flugzeug gen Norden. Zwei Männer schämten sich ihrer Tränen nicht.

*

Wie die Großstadt Dresden starb und mit ihr die Bevölkerung und die Flüchtlinge, das sollen die nachfolgenden Kapitel offenbaren. Ein Augenzeuge schrieb sie. Einer, der dabei war, als Dresden unterging. Der viele Menschen sprach, nachdem sie der Hölle entronnen waren. Einer, der selbst ein Dresdner war und der aus diesem Inferno von Bomben, Feuer, Tod und Verderben nur sein nacktes Leben retten konnte. Das allein schon dünkte ihm viel.

Eine Stadt glaubt an keinen Angriff!

Sirenen heulen auf! Dieser verdammte klagende Ton geht jedesmal durch Mark und Knochen und reißt an den Nerven.

Die Dresdner verharren einen Augenblick. Der Ton schwillt an und bleibt stehen. Nach einiger Zeit sinkt er in sich zusammen.

Voralarm! Die Passanten beschleunigen ihre Schritte. Die Geschäfte werden leerer. Durch die wenigen Kraft-

wagen, die noch die Straßen entlang fahren, geht es wie ein Ruck, sie werden schneller.

Straßenbahnen rasseln die Straßen entlang. Die Schaffner drängen zur Eile. Allerdings nur bei den Wagenzügen, die das Zentrum durchfahren.

Bedenkliche Gesichter suchen den Himmel ab. Aber es ist nichts zu sehen oder zu hören.

Gibt es Vollalarm oder nicht? Man denkt es nur. Man spricht es nicht aus.

Angst? Furcht? Unsinn — wer würde das in Dresden zugeben!

In den Lautsprechern auf den großen Plätzen knackt es: „Achtung! Achtung! Voralarm! Einzelne Störflugzeuge im Raum Dresden."

Mit nochmaligem Knacken verstummen die grauen Trichter.

Man sieht sich an. Man sagt wieder nichts. Aber man denkt: „Na, also! Wie immer!"

Wie immer!?

Ja, es stimmte schon. Alarm gab es öfter einmal. Bis Anfang 1944 waren Luftwarnungen sogar eine Seltenheit. Pfingsten 1944 überflogen zum ersten Male einige Bomber Dresden. Aber keine Bombe fiel. Später waren es zwei kleine Angriffe. Für die Dresdner damals eine Sensation! In Scharen wanderten sie zu den wenigen Häusern, die von einzelnen Bomben getroffen worden waren.

Nach den Angriffen rasselte die Feuerwehr durch die Straßen; Polizei, Sanitäter in rauhen Mengen. Dann der Einsatz einer Unmenge Menschen ...

... und nach einigen Tagen sah ein Fremder kaum noch, wo oder ob überhaupt eine Bombe herabgefallen war.

Feldwebel Hartmann dachte allerdings ein wenig anders. Ihm gefielen diese Voralarme gar nicht.

Er stand mit einem Leutnant der Luftwaffe zusammen. Hoch oben in Bühlau lag dessen Befehlsstelle.

Beide kannten sich seit frühester Jugend. Der eine im Zivilberuf Angestellter, der andere Techniker.

„Fritz — ich weeß nich. Das gefällt mir nich. Was suchen die Brüder hier eigentlich? Tag für Tag Störflugzeuge!"

Leutnant Flechsig, schlank und groß, sonnengebräunt, antwortete nicht gleich. Er suchte mit seinem Fernstecher den Himmel ab.

„Ich glaube, ich hab' ihn! Da, sieh mal dorthin, wo die zwei Wolken zusammentreffen. Da kreist ein Flugzeug." Er gab das Glas an seinen Freund.

Hartmann beobachtete das Flugzeug eine ganze Weile. Dann setzte er das Glas ab und meinte: „Ich freß 'nen Besen, wenn das nicht Aufklärer sind. Das Ding gefällt mir nicht."

Er hatte es kaum gesagt, als er von dem Leutnant unterbrochen wurde, der ihm das Glas aus der Hand riß und angestrengt in eine andere Himmelsrichtung blickte: „Mein lieber Spitz, da sind noch mehr! Teufel, mindestens ein halbes Dutzend! Und jedes kreist über einem anderen Abschnitt!" Er nahm das Glas und setzte es wieder an die Augen: „Schätze die Höhe auf 8000 bis 10 000 Meter. Nimm noch den klaren Sonnentag dazu ... Ich fotografierte früher auch gern bei Sonne."

„Du meinst also auch?"

„Klar, Mensch. Nichts klarer als das. — Das müssen Aufklärer sein!"

„Und weshalb schießt ihr nicht und holt sie herunter?“

Flechsig schaute den Feldwebel fast mitleidig an, ehe er antwortete: „Erstens dürfen wir nicht ohne Befehl; zweitens sollen wir nicht, damit die Stellungen nicht verraten werden, drittens können wir nicht, weil mit der Munition gespart werden soll, und viertens treffen wir nicht, weil nur Hitler-Jugend und BDM-Mädel an den Geschützen stehen.“

„Na, dann gute Nacht, Mutter!“ erwiderte der Feldwebel trocken. „Und angeben tust du auch wie eine Tüte Bienen. Nämlich: erstens könnt ihr nicht, weil eure Geschütze Attrappen sind, zweitens habt ihr keine E-Geräte mehr und drittens habt ihr für zwei Batterien in Bühlau und die anderen beiden auf den Räcknitzhöhen nur je sechs bis acht Schuß Munition.“

„Schnauze! Mensch, bist du verrückt geworden? Wie kannst du so etwas behaupten?“ Leutnant Flechsig sah sich vorsichtig um. Gott sei Dank, es stand keiner in der Nähe.

„Also Ernst, Spaß beiseite, woher weißt du das?“ Flechsigs Stimme klang dienstlich.

Unwillkürlich drückte Feldwebel Hartmann die Brust heraus. Aus seinen Augen lachte der Schalk, als er antwortete: „Soll ich dich nun duzen oder muß ich Sie siezen?“

„Ach, laß doch diesen Quatsch!“

„Also gut, Fritz. Du warst noch nie bekloppt, aber anscheinend bist du es jetzt. Das weiß doch jeder Dresdner, was da ist und was nicht da ist. Meinst du denn, die Leute würden schlafen? Mit Baumstämmen, die ihr schräg aufstellt, sollen Geschütze vorgetäuscht werden, und was an Munition in eure Unterstände

reingeht, kann man sich an den Fingern abzählen. Und die Scheinwerfer sind genau so weggeholt worden wie eure Entfernungsmesser!“

Leutnant Flechsig schwieg nachdenklich. Nach einer Weile sagte er: „Dann sieht es allerdings böse aus.“ Seine Stimme wurde hart: „Verflucht noch mal! Beinahe fünf Jahre lagen die Batterien hier und hatten nichts zu tun, und an der Front fehlte es an allem. Da wird jedes Rohr gebraucht. Mit Panzerfäusten allein kann man keine T 34 und Shermans erledigen!“

Flüchtlinge atmen auf

Die Bautzner Landstraße entlang bewegte sich ein endloser Zug von Planwagen.

Der Bauer Wilhelm Heuert aus Palzig bei Züllichau hält an und läßt die dampfenden Pferde verschnaufen. Er beschattet seine Augen, blickt hinunter ins Tal auf den blitzenden Elbstrom und die blitzsaubere, unzerstörte, große Stadt. „Mutter“, ruft er, „Mutter, komm doch mal her!“

„Was gibt’s?“ klingt es merkwürdig dumpf aus dem Innern des Planwagens.

„Komm nur mal ’raus“, brummt Heuert. „Ich glaube, die verdammte Treckerei ist endlich vorbei ... ich glaube — das ist Dresden!“

Steifbeinig vom wochenlangen Sitzen in dem ungefederten Wagen stelzt seine Frau nach vorn, wo ihr Mann neben den Köpfen der Pferde steht.

Sie schweigt lange, blickt auf die Stadt, deren Türme im Scheine der Februarsonne wie pures Gold leuchten.

„Gott sei Dank", sagte sie schließlich. Es ist wie ein Aufatmen. „Nun werden uns die Russen nicht mehr einholen — wenigstens haben wir einen Wagen gerettet — einen von fünf — und die Kinder!"

Und schon im Wiederaufsteigen auf den ungefügen Wagen setzt sie hinzu: „Ja — das muß Dresden sein! Denn putz man deine Langschäfter, Vater! Du mußt doch sauber aussehen, wenn wir in die Stadt fahren!"

Der Wagen fädelt sich wieder in die unabsehbare Reihe der aus Ostdeutschland fliehenden Landbevölkerung ein. Alle freuen sich auf die schöne, große Stadt. Seit Wochen haben sie kein Dach über dem Kopf gehabt.

Bauer Heuert hat seine Langschäfter in einem Vorort von Dresden, in Bühlau, tatsächlich auf Hochglanz gewienert. Das tat er ja auch, wenn er von Palzig in die Kreisstadt Züllichau fuhr. Er bekundete damit seine Achtung vor der Stadt im allgemeinen und vor Dresden im besonderen.

Seine Pferde, die sonst immer in den Straßen aufgeregt sind, trotten mit hängenden Köpfen über den Asphalt. Sie sind am Ende ihrer Kräfte. Tiefe Hungerfurchen durchziehen ihre Hinterkeulen. Struppig und glanzlos ist das lange Winterhaar. Der Bauer schämt sich ein wenig. Womöglich denken die Dresdner, daß er ein schlechter Pferdepfleger ist.

Ein Polizeiwachtmeister sperrt plötzlich die Straße. Die Pferde blicken auf, als die graue Kolonne von Sowjetgefangenen den Verkehr abstoppt. Arme Kerle, denkt Heuert, wie verhungert sie aussehen — und wie furchtbar sie stinken. Doch sie können zurück, vielleicht schon in wenigen Wochen — aber ich, ich habe wohl meine Heimat für immer verloren, meinen Hof von

60 Morgen, schuldenfrei, ein Wagen ist übriggeblieben, ein Wagen — und die Frau und die Kinder — das ist alles!

Der Anblick der verhungerten Menschen weckt seinen Appetit. „Mutter", ruft er, „Mutter — gib mir 'ne Stulle."

Heißhungrig beißt er in das harte graue Brot. Das ist noch Brot von seinem Hof, die letzte Frucht seiner Arbeit — es schmeckt wie Kuchen.

Der erste Hunger ist gestillt. Der Bauer blickt auf die graue Elendskolonne. Er fängt einen flehenden Blick auf — von einem der vielen. Es ist ein blatternarbiger, häßlicher Kerl, aber seine stumme Bitte rührt Heuert. Er blickt schnell zum Wachmann, doch der sieht gerade nach der anderen Seite. Da wirft der Bauer den Brotrest dem Blatternarbigen zu, der ihn geschickt auffängt. Ein stummer Dank aus tiefliegenden Augenhöhlen!

Iwan Sergejewitsch schlingt gierig den Fetzen Brotrinde hinunter — auch ihm schmeckt das trockene Graubrot wie Kuchen.

Der trübe Strom von Gefangenen ebbt ab. Schon will Heuert die Bremsen an seinem Wagen lösen, als eine Kolonne Autos angefahren kommt. Braune Uniformen in den Wageninnern. Der Wachtmeister reißt die Hacken zusammen; sein Arm fliegt zum „Deutschen Gruß" empor.

Hart neben dem Gefährt des Bauern blicken zwei ältere Männer, anscheinend sind es Werkmeister, der Wagenkolonne nach. Der eine von ihnen, ein stiernackiger Kerl mit gutmütigem Gesicht, sieht seinen Nachbarn halb belustigt, halb besorgt an: „Martin hat wieder mal Durscht!" grinst er. „Oder ob doch noch Vollalarm kommt?" Des anderen Gesicht verkrampft

sich. „Red nicht so despektierlich von unserem Gauleiter, der in schwerer Pflichterfüllung sein Leben für Führer und Vaterland einsetzt! — Merk dir das, Kramer.“

Der andere sieht ihn verständnislos an: „Mensch — Brecht —, red doch nicht so kariert. Du weißt doch, wo Martin hinfährt, wenn er die Dohnaer Straße entlangsaust — zu den bombensicheren Obstkellern von Donath — versteht sich! Da ist es schön mollig — und der Wein wärmt, aber Rotwein muß es sein —, hab' ich mir sagen lassen — Mensch — Brecht, das weißt du doch auch!“ Aus dem Bulldoggengesicht sehen zwei so entwaffnend naive Augen den anderen strahlend an, daß der dem Blick nicht standhalten kann.

Bauer Heuert hat aufmerksam zugehört. Er ist zwar langsam, aber nicht dumm. Soviel hat er aus dem Gespräch entnommen, daß der Gauleiter hier, Mutschmann heißt er wohl, einen bombensicheren Unterstand aufsucht — und das beunruhigt ihn. „Hallo — Sie —“, sagt er höflich und beugt sich vom hohen Bock herab, „glauben Sie, daß es einen Angriff gibt?“

Da lachen die beiden. „Keine Spur!“ Das Bulldoggengesicht zieht sich dabei noch mehr in die Breite. „Keine Spur — wir sind doch in Dresden! Hier passiert nichts!“

Beruhigt fährt der Bauer an. Als er schon ein paar Straßen weiter ist, denkt er: Bei uns fuhr der Kreisleiter schon seit zwei Jahren mit dem Fahrrad — warum braucht der Mutschmann noch ein großes Auto? Und er denkt weiter das, was alle Flüchtlinge immer dachten und denken werden: Ja, zu Hause — da war alles besser!

Auch die zwei Meister beeilen sich, weiterzukommen. Sie müssen in den Betrieb.

Feind hört mit!

Mitten im Zentrum Dresdens lag das Unternehmen. Kramer und Brecht waren dort als Abteilungsleiter beschäftigt. Vor der Tür trafen sie ihren Chef. Betriebsführer Albrecht Merten, ein großer, schlanker Mann mit kühner Hakennase, reichte seinen Männern die Hand.

Dann saßen sie in seinem Zimmer zusammen. Alles ältere Jahrgänge, die längst aus dem Wehrdienstalter heraus waren. Selbst der Volkssturm hatte auf sie verzichtet, und das wollte schon etwas heißen.

Merten brachte frohe Botschaft: Ab heute konnten sie wieder arbeiten, wenn auch nur in Nachtschicht, denn der Tagstrom wurde in andere Gebiete geleitet.

Meister Kramer knurrte erfreut: „Na, Herr Merten, da kann's ja wieder losgehen. Die verdammte Nachtarbeit wird einem zwar in den Knochen liegen, aber lieber geleiert als gefeiert. Ich bin schon froh, wenn ich meinen Verein wieder um mich habe. Halb komme ich mir wie eine Kindergärtnerin vor, halb wie ein Museumsverwalter für Mumien und Wackelgreise!"

Alle lachten über das Rauhbein. Nur Brecht machte sein stures Dienstgesicht.

Albrecht Merten wurde wieder ernst und sagte: „Wenn ich an unsere Männer denke. 116 wurden eingezogen. Die Hälfte davon tot, vermißt, verwundet. Eine verdammte Sauerei, das alles!"

„Vorsicht, Chef, Feind hört mit!"

„Schon gut! Wenn sie mich heute noch einmal einsperren, lange bin ich diesmal nicht drin. Nein, es muß bald Schluß sein. Hauptsache, der Betrieb übersteht es, und wir halten alle zusammen — das andere findet sich schon."

Die Männer verabschiedeten sich von Merten.

Albrecht Merten ging heimwärts. Mühsam nur kam er vorwärts. Auf dem Schloßplatz standen die Planwagen der Trecks, ebenso auf dem Neumarkt. Das Ausstellungsgelände glich einem Heerlager. Die Dresdner Bevölkerung, dankbar, daß sie von den Schrecken des Luftkrieges verschont blieb, nahm sich der Hunderttausenden an, die, von Heim und Hof vertrieben, hier das Ende des Krieges abwarten wollten.

Dicht zusammengedrängt standen die Wagen ganzer Landkreise und Regierungsbezirke der östlichen Provinzen. Die Sonne schien; trotzdem war es kalt. Fröstelnd saßen Männer, Frauen und Kinder umher; sie suchten die Sonne, um sich etwas aufzuwärmen. Ihre Gesichter waren düster. Die Ungewißheit ihres Schicksals drückte sie nieder.

Auch Bauer Heuert hatte im Großen Garten die Pferde ausgespannt. Sie rupften heißhungrig das fahle und erfrorene Ziergras, das noch vom Herbst stehengeblieben war. Seine Frau hatte die Kinder aus dem Wageninnern geholt, hatte sie etwas gewaschen und dann wieder in das weiche, warme Heu gesteckt. Bald hatten sie sich in den Schlaf geweint.

Dem Ehepaar war zugesagt worden, daß es bald endgültig in der Nähe Dresdens ein Obdach bekommen sollte, aber wann das geschehen würde, konnte niemand sagen. So atmeten die Bauersleute erleichtert auf, als Merten ihnen anbot, in seiner Wohnung zu nächtigen, es sei ganz in der Nähe, in der Karcher Allee, da könnten sie sich auch etwas kochen. Endlich eine warme Suppe für die Kinder, dachte Frau Heuert dankbar, denn seit Wochen haben sie nur Stullen bekommen.

Achtlos warf Albrecht den Rest seiner Zigarette fort.

Sofort stürzten sich einige Männer auf den Stummel; sie trugen die Armbinden der Ostarbeiter. Ein großer, breitschultriger Russe erhaschte als erster die Kippe. Tief zog er den Rauch in die Lungen, dann wanderte der Zigarettenrest von einem zum andern, bis der letzte sich die Lippen verbrannte und fluchend den Stummel ausspuckte.

Irgendwo tauchte eine braune Uniform auf. Rasch verschwanden die Ostarbeiter. Merten, der gerade eine Zigarette absichtlich fallen lassen wollte, steckte sie wieder ein. Es war zu gefährlich.

Mit einem Seitenblick auf Merten ging der Uniformierte vorbei.

Als die Luft rein war, kam der hünenhafte Russe wieder. Endlich konnte ihm Merten die Zigarette geben.

Der Riese strahlte über das ganze Gesicht. In gebrochenem Deutsch erzählte er mit kindlicher Offenheit: „Jetzt wir gut lebben — früher schlecht. Nur Essen — nicht genug — Ilja immer Hunger haben und Tabak wenig — serr wenig. Aber Deutschland reiches Land. Viele Uhris — an Hand und in Tasche und an Türme überall Uhris. Ilja wünscht sich serr eine Uhri und weiße Kragen und bunte Krawatten — Ilja dann reich, serr reich."

Der Russe Ilja grinste stolz und fröhlich wie ein Schuljunge, als er sich den Eindruck vorstellte, den er bei seinen Landsleuten hervorriefe, wenn er in sein Dorf zurückkehren würde.

Als Merten sich zum Gehen wandte, legte Ilja die Hand aufs Herz, verbeugte sich tief und stammelte: „Großen Dank, Herr, großen Dank für schöne Zigarette . . ., oh, Ilja nicht vergessen . . ."

Kinder im Faschingstrubel

Merten hatte es eilig, nach Hause zu kommen. Noch immer strömte es nach Dresden hinein, Fuhrwerk auf Fuhrwerk. Überall waren die Straßen verstopft. Verängstigte Landbevölkerung füllte die Bürgersteige. Eine alte Frau, das Gesicht unter dem schwarzen Kopftuch bleich wie ein Totenschädel, stürzte sich auf das nächste Fuhrwerk. Ihre schrille Stimme übertönte den Straßenlärm. „Habt ihr meine Tochter nicht gesehen?" — fragte sie die Fahrer. Aber schon, ohne eine Antwort abzuwarten, eilte sie über den Damm zum nächsten Gefährt: „Habt ihr meine Grete nicht gesehen?" Sie mußte vor Angst um ihr Kind halb irr sein.

Eine fiebrige Stimmung ging von diesen Flüchtlingen aus, die sich wie eine verängstigte, gehetzte Herde durch die Straßen drängten. Unwillkürlich schlug Merten den Mantelkragen hoch, als wolle er damit die Furcht nicht an sich herankommen lassen. Doch was war das? Kinderlachen drang an sein Ohr. Da sah er auch schon eine übermütige Schar herumtollen: grellbemalte Gesichter, Clowns und bunter Indianerschmuck — und dort, ein kleines, zierliches Rotkäppchen, das war doch ...

„Karin!" rief er. Und noch einmal: „Karin!"

Das Rotkäppchen sah sich suchend um, erkannte ihn und kam mit fliegenden Zöpfen auf ihn zugeschossen. Merten breitete die Arme aus, da hing das Kind an seinem Halse.

„Mein kleines Mädchen!" sagte er zärtlich, „nun sag mir mal, was macht ihr eigentlich? Seid ihr denn ganz verrückt geworden?"

„Aber gar nicht", sagte die Kleine altklug. „Heute ist doch Fastnacht — weißt du das nicht?"

Merten wußte es wirklich nicht, er hatte völlig vergessen, daß heute Faschingsdienstag, der 13. Februar, war.

„Du — Vati“, fuhr Karin fort, „zu Hause ist ein Trubel, ich kann dir sagen, lauter fremde Tanten in der Küche! Und sie sprechen so komisch, daß ich sie gar nicht verstehen kann. Mutti sagt, sie kämen aus Schlesien und von der Warthe, da spräche man so!“

Merten blickte in das freudig erregte Gesicht seines Töchterchens. Wie ahnungslos es ist! dachte er, so unbeschwert kann nur ein Kinderherz sein.

Karin wurde unruhig; sie wollte zu ihren Spielgefährten, die auf der Straße herumtollten. Sie machte sich frei. „Ich komme bald nach Hause!“ rief sie. Und schon war sie wieder bei ihren Gefährten, in ihrer Kinderwelt, die nichts von den Schrecken des Krieges ahnte.

Mertens Gedanken flogen voraus zu seiner Wohnung. Die Ruhe, die er nach den anstrengenden Stunden im Betriebe so nötig brauchte, würde er dort nicht finden. Denn er wußte ja nun durch Karin, daß sein Haus voller Flüchtlinge steckte. Er öffnete das Gartentor. Da klirrte über ihm eine Fensterscheibe. Unwillkürlich zog er den Kopf ein. Hart an ihm vorbei prasselten die Splitter.

Oben, in dem leeren Fensterrahmen, erschien ein Frauenkopf. „Dumme Pute“, beschimpfte Frau Westermann ihr Dienstmädchen, „nicht mal das Fenster kannst du öffnen — ungeschickte Gans!“ Dann sah sie Merten.

Im Treppenhaus erwartete sie ihn. Er wollte an ihr vorbei, lüftete den Hut und sagte betont höflich: „Guten Tag, Frau Westermann!“ „Heil Hitler!“ klang es scharf wie eine Kampfansage zurück. Frau Westermann nutzte ihren Vorteil, den Hausbesitzer bei einem

„reaktionären“ Gruß ertappt zu haben. Er solle sofort den Glaser bestellen, verlangte sie.

Herausfordernd blickte sie ihn an. Die Arme hatte sie über die Brust verschränkt.

In Merten kochte es. Doch er blieb äußerlich ruhig und antwortete: „Das ist Ihre Sache! Wenn bei Ihnen etwas zerbrochen wird, müssen Sie den Schaden in Ordnung bringen lassen!“

Er wollte an ihr vorbeigehen, er haßte Auseinandersetzungen mit dieser Frau, die den Reinlichkeitsfimmel hatte und die es gelassen ansehen konnte, daß neben ihr eine Welt versank, wenn nur auf den Möbeln kein Staubkörnchen lag.

Aber Frau Westermann gab den Weg nicht frei: „So leicht werden Sie mich nicht los!“ fauchte sie. „Ich bin eine kranke Frau — und Sie sind der Hausbesitzer, Sie haben Verbindungen, für Sie ist es eine Kleinigkeit, den Glaser zu bestellen.“

Beruhigen Sie sich, Frau Westermann! Meinetwegen rufen Sie von meiner Wohnung aus an, wen Sie wollen, aber ich kann mich wirklich nicht um ihre Scheibe kümmern ... bitte!“ Er öffnete die Wohnungstür und ließ Frau Westermann eintreten. Mißbilligend sah sie auf Berge von Gepäck, das ungeordnet in der Diele herumlag.

Auf dem Flur hörte er durch die Tür Frau Westermanns keifende Stimme am Telefon: „Unerhörte Zumutung — bis morgen warten — ausgeschlossen! Ich bin eine kranke Frau! Eine Nacht ohne Scheibe — unmöglich!“ Der Hörer wurde auf die Gabel geknallt. Dann stand Frau Westermann wieder vor ihm, mit wogendem Busen und krebsrotem Gesicht: „Was ich noch sagen wollte, Herr Merten“, begann sie drohend,

„... in Ihrer Wohnung ist den ganzen Tag ein solcher Lärm — hören Sie doch nur den Krach in der Küche! Dieses Flüchtlingspack raubt einem ja noch am Abend die Ruhe! Ich bin eine kranke Frau! Ich zahle pünktlich meine Miete ...“

Weiter kam sie nicht. Die Küchentür öffnete sich — Frau Merten trat heraus. Ruhig ging sie auf ihren Gatten zu, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sah ihm tief in die Augen. „Gut, daß du da bist!“ sagte sie. „Komm mit in die Küche — ich will dich unseren Gästen vorstellen!“ Absichtlich betonte sie das Wort „Gäste“.

Ein großer Kessel stand auf dem Herd. Wohl zehn Frauen, die sich auf dem Treck kennengelernt hatten, kochten hier gemeinsam. Über die Ränder der Eimer quollen die Abfälle von Gemüse und Kartoffeln und bildeten beachtliche Haufen. Sie blickten verlegen auf Merten und wischten sich die Hände an den Schürzen ab, ehe sie ihm die Hand reichten. Er las in ihren Gesichtern. Abschiedsschmerz und körperliche Überanstrengungen hatten sie gezeichnet. Angst vor der ungewissen Zukunft flackerte in den Augen.

Da war die zarte, scheue Maria Treuke, die in der äußersten Ecke Schlesiens den Einbruch der Russen erlebt hatte. Sie sprach nie darüber, sie fragte nur schüchtern und furchtsam: „Ob sie auch bis hierher kommen?“

„Wer — die Russen?“

Sie nickte.

„Unmöglich — wir sind doch mitten in Deutschland!“

„Aber — die Flieger?“ warf eine andere Frau ein.

„Keine Spur!“ Merten lachte laut und absichtlich unbekümmert.

Vertrauend sahen die Frauen zu ihm auf, sie waren beruhigt.

„Ja", sagte die eine wichtig, „mein Schwager hat es mir auch gesagt — und der hat es von einem Bekannten, der einen Freund in der Reichskanzlei hat. Der hat es vom Führer direkt: Dresden wurde zur Stadt der Verwundeten erklärt! Da passiert gar nichts!"

Nur sieben Buchstaben

Die Westmächte hatten zum Endkampf angesetzt. General Eisenhower schreibt in seinem Buch „Invasion" auf Seite 219: „‚Clarion' sollte zur größten Luftaktion der bisherigen Luftkriegführung werden. Fast 9000 Flugzeuge, die in England, Frankreich, Holland, Belgien und Italien starteten, nahmen an diesen gigantischen Luftangriffen teil, die über einem Gebiet von 600 000 Quadratkilometer, das sich von Emden nach Berlin, Dresden, Wien und Mühlhausen erstreckte, stattfanden."

Dresden wird dabei nur mit einem Wort erwähnt. Nur mit sieben Buchstaben . . . D r e s d e n —! Was aber verbirgt sich hinter diesem einen Wort — diesem einen Wort unter zehntausend anderen Wörtern?

Der Flieger Jonny hatte noch nie etwas von Dresden gehört, als er mit seinen Kameraden den Bomber bestieg. Er hatte schon manchen Einsatz geflogen, aber diesmal schien es eine ganz große Sache zu werden.

Damned! Soweit er blicken konnte — Bomber an Bomber.

Ein ganz dicker Einsatz. Sonst waren es einige Dutzende, manchmal einige Hunderte von Maschinen, aber diesmal!

Auf Jagdschutz schien man keinen Wert zu legen. War ja auch überflüssig. Der „damned German“ war groggy. Er konnte nicht mehr — und Abwehr gab es kaum noch. Hin und wieder flogen noch deutsche Bomber nach England, und es war nach seiner Meinung besser, wenn sie dort von den Jägern abgefangen wurden.

Während sich ein Bombengeschwader nach dem anderen erhob, um in einem nicht endenden Strom zusammenzufließen, während Jonny und seine Kameraden gleichmütig die Kinnbacken bewegten und den Kaugummi von einer Seite auf die andere schoben, ging eine Stadt ahnungslos zur Ruhe.

Leichtfertig war dieser Krieg vom Zaune gebrochen worden, noch leichtfertiger hatte man den Schutz der Bevölkerung und des Hinterlandes vernachlässigt, am leichtfertigsten aber wohl in Dresden.

Mutschmann, der Gauleiter von Sachsen, sperrte nicht nur jeden ein, der es wagte, sich über die sächsische Mundart lustig zu machen — vielleicht, weil er selbst stark sächselte —, er drohte auch allen denen mit Gefängnis und nannte sie schlappe Defätisten, die für die Landeshauptstadt Bunker und Schutzmaßnahmen gegen Luftangriffe forderten. Dicke Luft gab es in der Reichsstatthalterei und der Gauleitung, als Oberbürgermeister Nieland die nötige Sicherung der Stadt verlangte, die über Feuerpatschen und Luftschutzspritzen hinausging. Mutschmann lehnte es ab; keine Arbeitskraft, kein Stück Eisen, kein Zentner Zement wurde freigegeben.

Die Heimat ist nichts — die Front ist alles! erklärte er pathetisch.

Gleichmäßig dröhnten unterdessen die Motoren.

Jonny hatte Zeit, an seine Familie zu denken. Sicher hatte jetzt seine Frau mit den Kindern zu Abend gegessen und die Kleinen zu Bett gebracht.

Jonny lächelte in Gedanken. Na, bald würde er wieder zu Hause sein.

Und die Motoren dröhnten ihr hartes Lied. In den Schächten ruhten die Bomben. Ein Druck auf die Hebel, und sie würden in die Tiefe fallen; in ihrem Gefolge Tod und Feuer, Verzweiflung und Zerstörung, Leid und Not.

Diesmal sollten sie eine Stadt treffen, die noch nichts abbekommen hatte. Wie hieß sie doch gleich? Ach so, ja — Dresden! Irgendeine Stadt, irgendwo in Germany.

Jonny blickte auf die Uhr. Die Leuchtzeiger zeigten 20 Uhr. Unter ihm lag das Meer. Er spürte es deutlich an den Luftböen, die seine schwere, viermotorige Maschine schüttelten. Noch eineinhalb Stunden Flug lagen vor ihm.

Der Funker hatte einen Befehl aufgenommen. Damned! dachte Jonny, als er ihn gelesen hatte, das ist ja allerhand. Er zog den Steuerknüppel an, und die Maschine gewann rasch an Höhe.

In vielen tausend Metern Höhe zogen Bombengeschwader über Bombengeschwader dem europäischen Festland entgegen. Von Nordwest, West und Südwest kommend, vereinten sie sich zu einem gewaltigen Strom.

Der Anflug war taktisch gegliedert. In großer Höhe flog die geschlossene Masse der schweren Bomber, tief unter ihnen tarnten Störflugzeuge und kleine Kampfverbände den gewaltigen Aufmarsch. Die Kriegslist glückte. Die deutsche Luftwarnung erkannte die Gefahr nicht und versagte.

Minute auf Minute hob der Tod seine Sense höher zum vernichtenden Schlag. Mit jedem Vorrücken des Zeigers kam der Sturm näher, der Sturm, der zum Orkan werden sollte, der Hunderttausende von Lebenslichtern gleichzeitig auslöschen würde.

Letzter Gang der Gefangenen

Das Polizeipräsidium mitten in Dresden war überfüllt.

Die Zellen lagen im Dunkeln. Jede einzelne war mit vier bis sechs Mann belegt. Schwache Lampen erhellten die Gänge.

Totenstille. Nur hin und wieder ein Klopfen in rhythmischen Abständen: die Gefangenen verständigten sich durch die von Zelle zu Zelle führenden Leitungsrohre.

Wenn gegen zwei Uhr nachts Schlüssel rasselten und viele Schritte hörbar wurden, dann bebten Tausende von Herzen. Wer würde abgeholt werden? Namen wurden gerufen, Türen aufgeschlossen. Mit lautem Knall fielen sie wieder ins Schloß. Der harte Anschlag von Eisenriegeln war hörbar. Motoren wurden draußen angelassen, man hörte es deutlich, hörte kurze Kommandos, dann war wieder Totenstille. Erneut hatte man 24 Stunden Zeit. Die Klopfzeichen verstärkten sich. Bald wußte man, wer diese Nacht abtransportiert worden war.

Fünf Monate schon saß ein Mann in mittleren Jahren in der Zelle 135 im III. Stock! Untersuchungsgefangener Herbert Vogel. Schon oft hatte er die Zelle gewechselt, war mit vielen zusammengewesen und hatte viel gehört.

Verhaftet hatte man ihn auf Grund einer Denunziation. Auf Beihilfe und Verletzung der Kriegswirtschaftsverordnung lautete die Anklage. Kalkweiß war sein Gesicht. Gefängnisfarbe. Die Augen, schwarz umschattet, lagen in tiefen Höhlen, schlaflos wälzte er sich auf seiner Pritsche.

Die Nerven mußten sich erst beruhigen. Oftmals wurde man rasch abgeholt, wenn man glaubte, noch wochenlang Zeit zu haben. Plötzlich Verhandlung, Urteil und innerhalb 24 Stunden Vollstreckung. Das zehrte an den Nerven.

Ein Schrei ließ die Männer in der engen Zelle zusammenfahren. Genau um halb drei begann das tierische Gebrüll. Ganz abseits hatte man den Verurteilten untergebracht, von dem es kam. Todesstrafe lautete sein Urteil.

Vogel hielt sich die Ohren zu. Es nützte nichts. Er fühlte die Schreie wie physische Schmerzen.

„Los, erzähl einer was!" sagte ein Mitgefangener gepreßt. Auch er konnte das Schreien nicht mehr mit anhören.

Schweigen.

„Verdammt, so erzählt doch was!"

„Vogel, du bist am längsten hier. Du bist Dresdner. Erzähl was!"

Den Blick ins Dunkle gerichtet, begann Vogel schließlich. Er sprach wie ein Tauber mit monotoner Stimme. Denn er hielt sich die Ohren zu, um die Schreie nicht hören zu müssen: „Ihr wißt ja, wie alles kam. Die Ostfront brach zusammen. Und die Soldaten wollten sich nicht nutzlos totschießen lassen, sie versuchten, unterzutauchen. Dresden wimmelte von Landsern, Urlaubern, Herumtreibern, alles durcheinander. Keiner war

vor der Feldgendarmerie sicher. In Lokalen, auf den Straßen, nachts in den Anlagen und auf Feldern, überall tauchten die Kerle auf, durchkämmten die Wälder. Ob in Zivil oder Uniform, jeder wurde kontrolliert. Auf dem Heller — ihr kennt ja den Dresdner Truppenübungsplatz, diese gottverdammte Sandbüchse — gab es Massenerschießungen. Fahnenflüchtige wurden umgelegt oder gehängt."

Vogel räusperte sich, bevor er in monotonem Tonfall fortfuhr: „Das Landgerichtsgefängnis am Münchner Platz, im Bayrischen Viertel, war überfüllt. Mit dem Fallbeil liquidierte man Staatsfeinde.

Begonnen hatte es mit der Aktion ‚Rund um den Altmarkt'. Ein Justizrat hatte einen Feldwebel im Wehrbezirkskommando bestochen. Gegen Zahlung von 5000 bis 10 000 Mark erhielten finanzkräftige Wehrpflichtige eine Eintragung auf ihrer Stammkarte. Es war meist nur ein Wort, aber das rettete vor der Front! ‚Verstorben, gefallen, vermißt, ausgemustert!' So ähnlich stand es dann schwarz auf weiß in der Stammkarte. Und die ‚Toten' konnten ‚schwarz' munter weiterleben.

Wie immer, ging es eine Zeitlang gut. Dann kam der große Krach. Der alte Justizrat hatte ein Verhältnis mit seiner Sekretärin. Man munkelte, daß sie mit ihren Reizen auch den bewußten Feldwebel im Wehrbezirkskommando bestrickt hatte. Den ollen Justizrat machte das leichtverdiente Geld übermütig, er nahm es mit der Treue nicht mehr so genau. Die Folge davon war ein handfester Krach mit seiner Freundin.

Der Justizrat warf seine Sekretärin hinaus. Was tut eine Frau in einem solchen Falle? Sie brütet Rache, sie denunziert.

Verhaftungen begannen, Dresdens Geschäftswelt zitterte. Der Feldwebel gestand, und man verhaftete mehr, als tatsächlich in die Sache verwickelt waren.

Mein Chef, ein Kürschnermeister, Mitinhaber einer Doppelfirma, verdiente schweres Geld. Er lieferte Pelze für die Ostfront. Als die Aufträge ausblieben, gab es massenhaft Privataufträge. Auch Minna, Martins Frau, war eifrige Kundin."

„Wer war Martin?" fragte einer der Mitgefangenen.

„Ach, das weißt du nicht?" lachte Vogel. „Mensch — das ist doch unser Gauleiter, der Mutschmann. — Aufträge hatte mein Chef mehr als genug. Aber wie sie erledigen, wenn das Personal eingezogen wurde? Ergo! Mein Chef hatte ‚Köppchen' — er gab an, Wehrmachtsaufträge zu haben, und ließ seine Leute ‚u. k.' stellen. Das ging großartig, bis die Aktion ‚Rund um den Altmarkt' alles ans Licht brachte. Mein Chef wurde, wie viele andere, erwischt und zum Tode verurteilt. Auch ich wurde verhaftet.

Mutschmanns Frau schaltete sich ein. Und da ihr Mann zu Hause gehorchen mußte, wurde die Vollstreckung ausgesetzt.

Dann kam der 20. Juli. Nun war es aus mit Minnas Macht. Das Fallbeil arbeitete. Alle mußten dran glauben.

Der Henker von Dresden wurde mit dem Kriegsverdienstkreuz I. und II. Klasse ausgezeichnet. So hat man mir jedenfalls erzählt, ich weiß nicht, ob es stimmt, ich habe den Herrn noch nicht persönlich kennengelernt, lege auch keinen Wert darauf!"

„Feine Aussichten für uns alle!" meinte einer. Und dann sprach er aus, was bisher jeder vermieden hatte: „Wir hier hinter Schloß und Riegel. Und dann ein Luft-

angriff! Menschenskinder, das ist nicht auszudenken. Wir gehen alle zum Teufel.“

„Meint ihr, man öffnet die Zellentüren, wenn's mal losgeht?“ — Schweigen.

Mit einem Krach öffnet sich das Guckloch an der Zellentür. „Verfluchte Kerle, haltet endlich die Schnauzen! Sonst bring' ich's euch bei.“

Stille. Dann entfernten sich die Schritte.

„Dieser Bartusch ist ein A..., ja, das paßt auf ihn!“ flüsterte jemand ins Dunkel der Zelle hinein.

Hauptwachtmeister Bartusch war ein ganz Scharfer. Jeder Gefangene im Bau fürchtete und haßte ihn.

Ahnungslose Stadt

16 Stunden nach diesem Gespräch der Häftlinge schob sich der Flieger Jonny ein frisches Stück Kaugummi zwischen die Zähne. Und wie er, taten es viele Piloten der Bomberverbände, die in großer Höhe unerkannt nach Mitteldeutschland einflogen.

Sie wurden von Pfadfinderflugzeugen geführt, die, weit vor den Verbänden fliegend, Lichtsignale über den Zielen im Luftraum abwerfen sollten. „Weihnachtsbäume“ nannte die deutsche Zivilbevölkerung die hellen Todeszeichen.

Der Vorsprung der Pfadfinderflugzeuge betrug ungefähr zehn Minuten. Mit Vollkraft stürmten sie durch die Nacht, die Motoren gaben ihr Letztes her, wie Schatten huschten sie über die Erde, und hinter ihnen, hoch, hoch oben, orgelten Tausende von Motoren ihre Todesmusik.

Die Festung Deutschland hatte kein bombensicheres Dach. Der Dresdner Bevölkerung kam ihre Schutzlosigkeit nicht einmal zum Bewußtsein, sie fand nichts

dabei, daß die ganze Stadt keine Bunker besaß. Und wenn besorgte Besucher aus dem Westen, die den Rummel kannten, nach bombensicheren Räumen fragten, dann lachten die Dresdner und meinten: „Bei uns passiert nischt!“

Und dabei blieb es.

Tag und Nacht hämmerten pausenlos die Bomben auf deutsche Großstädte, Industriewerke und Landflächen. Für Dresden gab es keinen Bombenkrieg. Und irgendwo in einem Hause in der Nähe des Großen Gartens hatte es einen Mordskrach wegen einer zerbrochenen Fensterscheibe gegeben.

So unvorbereitet ging Dresden seinem Untergang entgegen.

Einer allerdings schien mehr zu wissen als die Menschen, deren Leben ihm anvertraut war: Gauleiter Mutschmann! Von Mund zu Mund ging die Kunde: Am 13. Februar hatten drei schwere Möbelwagen vor seinem Hause in der Comeniusstraße gehalten und waren, vollbeladen mit Hausrat, davongefahren, einer nach Rehefeld und zwei nach des Gauleiters Jagdschloß Oberbärenburg. Der Gauleiter selbst saß oft in den Donathschen Obstbergen, hier gab es einen bombensicheren Keller, der tief in den Berg eingesprengt war und den eine Erddecke von 50 bis 60 Meter Mächtigkeit auch vor den schwersten Bomben schützte. Es sollte recht gemütlich in diesem Keller sein, der mit Teppichen und schweren Klubsesseln ausgestattet war. Doch auch das war nur ein Gerücht. Denn gesehen hatten diesen Keller nur wenige Bevorzugte aus dem Gefolge des Gauleiters. Die Dresdner kannten den Keller nicht, sie kannten überhaupt keine Bunker, und die Bevorzugten schwiegen.

Albrecht Merten hatte hastig in der Küche einen Teller Suppe gegessen. Dann ging er wieder in den Betrieb. Obermeister Brecht war schon da. Ein tüchtiger Fachmann, der aber nicht geachtet wurde. Und als er jetzt forsch die Hacken zusammenschlug und mit einem strammen „Heil Hitler!“ grüßte, erinnerte sich Merten, daß dieser schneidige Brecht sich damals recht feige gezeigt hatte, als ein Dutzend Bomben so nebenbei auf Dresden gefallen waren.

Gegen 18 Uhr begannen die Druckmaschinen zu dröhnen. Es war Musik für alle jene, die schon seit Tagen gefeiert hatten. Gegen 19 Uhr ging Merten zum Abendessen nach Hause.

Er leuchtete das Haus ab und sah, daß die Fensterscheibe bei Frau Westermann repariert worden war. Unwillkürlich mußte er lächeln. Die Frau hatte es also doch geschafft.

Frau Merten hatte den Tisch festlich gedeckt, obgleich das Essen recht dürftig war. Auf Karins Wangen waren die mit Lippenstift gemalten Herzen schon etwas verwischt. Übermüdet vom Herumtollen auf der Straße, schlief die Kleine beim Essen ein.

Frau Merten brachte das Kind ins Bett. Albrecht hatte auf einen Schluck Wein Appetit. Seine Frau stimmte ihm zu: „Aber nur vom Besten! Wer weiß, wie lange noch“, fügte sie leise hinzu. Er verstand sie. Ernst blickte er in ihre Augen. Sie legte den Kopf an seine Schulter. „Was Gott verhüten möge!“ sagte er. Seine Frau hatte Kristallrömer auf den Tisch gestellt. Rot funkelnd, leuchtete der Wein, und hell wie eine Glocke erklang es, als sie anstießen.

Das Radio brachte Musik, die durch eine Luftlagemeldung unterbrochen wurde. „Achtung! Achtung! Schwacher Kampfverband im Anflug auf Nordwestdeutschland."

Es war gegen 21.30 Uhr.

Albrecht Merten rief den Betrieb an. „Keine Gefahr", sagte er zum Betriebsleiter. „Das Übliche: Schwacher Kampfverband." Mit den Worten: „Na, wir sehen uns ja dann wieder", legte er den Hörer auf und setzte sich zu seiner Frau.

Sie stießen erneut an und tranken den alten Wein.

Plötzlich brach die Musik ab. Der Wecker im Radio begann zu ticken. Erstaunt blickten sich beide an. Ohne jeden Übergang der Wecker? Was hatte das zu bedeuten? Ihr Atem ging schwerer. Die Sirenen heulten auf.

Vollalarm! Gleichzeitig war ein Keuchen im Radio zu hören, dann eine Stimme, die sich kreischend überschlug: „Achtung! Achtung! Kampfverbände ..."

Die weiteren Worte waren schon unverständlich. Der Ansager schien verwirrt und kopflos zu sein; 'rauf und 'runter gingen die heulenden Töne der Sirenen; sie hörten überhaupt nicht auf.

Albrecht war aufgesprungen. Im nächsten Augenblick stand er schon auf der Straße. Da! Was war das? Ein Lichterbaum wuchs empor; dann noch einer und noch einer. Man hörte nur den Klang einzelner Flugzeuge. Und immer heller wurde es. Fast taghell. Deutlich konnte er die Häuser, die aus dieser unnatürlichen Helligkeit herauswuchsen, erkennen. Menschen hasteten die Straße entlang. Irgendwohin. Sie suchten Schutz. Eine Frau weinte laut. Kinder schrien. Ängstliche Rufe wurden aus allen Richtungen hörbar.

„Diesmal wird es ernst." Mit diesen Worten stürzte Albrecht in das Zimmer. „Rasch die Kleine und das Luftschutzgepäck!"

Er hätte seine Frau nicht zur Eile anzutreiben brauchen. Sie zitterte am ganzen Körper, als sie ihr Kind in die Arme nahm. Sie lauschte. Ein Brausen drang an ihr Ohr. Es schwoll an. Das Dröhnen Hunderter, ja Tausender von Flugzeugmotoren wurde hörbar.

Sie hasteten die Kellertreppe hinunter. Viele Menschen von der Straße stürzten hinterher. „Wo ist denn hier der Luftschutzkeller?" Taschenlampen blitzten auf. „Licht aus! Zum Donnerwetter; Licht aus!"

Ein Mann höhnte: „Feine Sache hier. Und das nennt sich Luftschutzkeller. Wenn da ein Ding drauffällt, sind wir alle zur Katze."

„Ruhe!" rief es von allen Seiten. Ein Kind weinte laut. Es verlangte nach den Großeltern. Ein Unbekannter hatte es einfach mitgenommen und die Kellertreppen hinuntergerissen. Die Großeltern mochten in einem Keller der Nachbarschaft gelandet sein. Sicherlich verzehrten sie sich vor Sorge um das ihnen anvertraute Enkelkind.

Und dann kam das Inferno!

Die Uhr der Frauenkirche zeigte 22.09 Uhr. Die Hölle brach los. Die Erde schwankte. Bomben explodierten, löschten das Geräusch der Motoren aus.

Die Feuerwalze kam näher, immer näher. Man hörte das Sausen der Bomben zwischen den Explosionen. Dann war das Verderben da. Ohne Mitleid, ohne Erbarmen. Auf Menschen, auf lebende Wesen, die man Geschöpfe Gottes nannte, prasselten die verderbenbringenden Lasten herunter. Jeder Druck auf den Hebel eines Bombers bedeutete den Tod. Der Wahnsinn des

Luftkrieges feierte Orgien — der Wahnsinn des Krieges schlechthin.

Ein Einschlag sprengte die Türen des Kellers. Taghell flutete das Licht von draußen in die Dunkelheit des engen Raumes. Albrecht, der seine Frau und sein Kind eng umschlungen hielt, stürzte durch den Luftdruck zu Boden. Hysterisch schrie eine Frau: „Licht aus! Herrgott, Licht aus! Sie sehen uns, sie werden uns treffen!"

Plötzlich Stille. Die Herzen klopfen zum Zerspringen. Es dröhnte in den Ohren. Die wenigen Minuten waren in der Zeitrechnung dieser armen, gequälten Menschen zu einer Ewigkeit geworden.

Da! Was war das? Albrecht fühlte ein kaltes Grauen den Rücken heraufziehen. Erneutes Motorengeräusch, heranbrandend wie das Jüngste Gericht.

Und dann begann das Inferno von neuem. Es war mehr, als ein Mensch ertragen konnte. Die Bomben rasten näher, Tod und Verderben speiend. Eisenhart der Klang der Einschläge. Jetzt legte sich der Bombenteppich wie ein Leichentuch über die Todgeweihten. Sie hörten das Sausen der Bomben.

Ergeben wie ein Unschuldiger, der auf dem Schafott kniet und den Streich des Henkers erwartet, sank Albrecht auf die Knie und zog seine Frau mit sich. Ihr Kind hatten sie fest umschlungen. Ein neuer Schlag warf sie vollends zu Boden.

Es war wie ein Wunder, daß sie am Leben blieben, daß sie nicht verstümmelt, zerfetzt, zerquetscht, verbrannt wurden wie Tausende in diesen Augenblicken.

Noch einzelne Bomben fielen, dann trat wieder Ruhe ein. Das fahlgrüne Licht, das von draußen hereindrang, veränderte seine Farbe. Es wechselte zum Rosa über.

„Wo ist mein Hut? Ich habe meinen Hut verloren! Ich will meinen Hut haben“, rief eine heisere Männerstimme.

„Ruhe! Seien Sie still, Sie Idiot. Man hört uns doch!“

„Ich will meinen Hut wiederhaben. Wo ist mein Hut?“

„Halt deine Schnauze, oder ich schlage dich tot, du Hund!“

„Ich will meinen Hut wieder ...“ Erneutes Motorengeräusch. Stille, Totenstille. Sodom und Gomorra brach wieder über die herein, die den Namen „Menschen“ führten.

„Mutter! Mutter! Hilfe! Sie töten mich!“ Die wimmernde Frauenstimme ging unter im Getöse der erneut fallenden Bomben, die lückenlos wie ein Teppich die Stadt zudeckten. Die Erde schwankte.

„Vater unser, der du bist im Himmel!“ fing jemand zu beten an. „Hilfe, Hilfe, sie morden mich!“ heulte ein anderer mit wahnverzerrter Stimme.

Abgehackte Worte wurden zwischen den einzelnen Explosionen hörbar: „— und vergib uns unsere Schuld!“ sst — bum! sst — bum! „... wie wir vergeben unseren Schuldigern! Hilfe! Herrgott hilf!“

„Ich kann nicht mehr!“ flüsterte Frau Merten verzweifelt.

„Sei mutig, Kind! Sicher ist es jetzt vorbei!“

Das rosa Licht hatte seine Farbe abermals geändert. Blutigrot wie Feuerschlünde der Hölle leuchtete es durch die Kellerfenster. Ein unheimliches Prasseln war zu hören.

„Wo ist mein Hut?“

Ein Wutgebrüll, ein dumpfer Schlag, dann Ruhe.

Das Prasseln verstärkte sich.

„Laß mich los! Ich will 'raus", schrie ein Landser, wohl ein Urlauber.

„Bleib hier, Hermann, bitte, bleib hier", jammerte seine Frau.

„Denkste, ich will hier wie eine Maus in der Falle sitzen oder verbrennen oder begraben werden. Nichts wie 'raus." Seine Stiefel klirrten die Kellertreppe hoch. Er zerrte seine Frau hinter sich her, Glasscherben krachten unter seinen Nagelsohlen.

Eilig kam er gleich danach wieder heruntergepoltert. Auf halber Treppe schrie er: „Das Haus brennt, alle Häuser brennen. Los, alle 'raus! Dalli, dalli, ehe es zu spät ist!"

Alle drängten zum Ausgang. Fünf, sechs erreichten gleichzeitig die Tür. Gewaltsam kämpften sie sich vorwärts. Ohne Rücksicht auf den Nächsten. Männer brüllten, Frauen schrien, Kinder jammerten. Ein Hund heulte auf.

Im ersten Augenblick wollte auch Merten den Keller verlassen. „Nein, wir bleiben!" entschied er dann. „Noch ist keine Brandgefahr im Keller, und draußen ist die Hölle los."

Durch den allgemeinen Lärm überhörten die Menschen einen erneuten Anflug.

Eine Explosion, gewaltiger als alle bisherigen, ließ die Erde erbeben. Konservengläser, die noch irgendwo auf einem Regal gestanden hatten, splitterten zur Erde.

Das war die dritte Bomberwelle im Zeitraum weniger Minuten, und viele Dutzende von Wellen gingen noch über Dresden hinweg.

30 Minuten lang hagelte es Bomben auf eine ungeschützte Stadt. Geschwader auf Geschwader öffnete seine Bombenschächte und lud seine todbringenden Lasten ab.

30 Minuten Angriff auf Angriff ohne Unterbrechung! 30 Minuten Tod und Verderben! 30 Minuten Verzweiflung und Todesangst. 30 Minuten zwischen Tod und Leben!

Über eine Million Menschen mußte das alles 30 Minuten lang ertragen.

Dann verließen sie wankend den Keller. Diese 30 Minuten waren ihnen wie eine Ewigkeit vorgekommen.

Gespensterhaft wirkten die Menschen mit ihren rußgeschwärzten Gesichtern; sie waren dem Wahnsinn nahe. Eine Frau überholte die Familie Merten, stürzte an ihr vorbei.

„Meine Wohnung, meine Zimmer, meine Scheiben", schrie sie verzweifelt. Ihre gellende Stimme übertönte das Prasseln der Flammen. Es war Frau Westermann. Im Treppenhaus schlugen die Flammen bis zum zweiten Stockwerk herab.

„Zurück", schrie Merten, als er Frau Westermann die Treppe hocheilen sah. Sie war wie von Sinnen. Albrecht rannte hinterher. Sie war schneller, und ehe er sie erreichen konnte, stürzte sie sich in die Flammen, die aus ihrer Wohnung schlugen. Er wollte ihr folgen. Hitze und Rauch trieben ihn zurück.

„Mein Gott", stammelte Merten. „Welch furchtbares Ende."

Jedes einzelne Haus glich einer Fackel. Dachstühle brannten, Häuser, die noch vor einer Stunde gestanden hatten, existierten nicht mehr. Volltreffer! Aus! Vorbei!

Hundert Meter weiter begannen geschlossene Häuserblocks. Sie brannten vom Erdgeschoß bis zum Dachstuhl im sechsten Stockwerk. Wie die blauglühenden Strahlen einer Lötlampe trafen sich die Flammen in der Mitte der Straße.

Einzelne Menschen wankten aus diesem Feuerofen heraus. Brennende Fackeln. Sie schrien, wie nur Menschen in Todesnot schreien können. Sie stürzten zusammen. Hunderte brennende, schreiende Fackeln stürzten zusammen, verstummten. Und immer neue folgten, und keiner kam mit dem Leben davon. Waren es Frauen, Greise, Kinder, Männer? Niemand konnte es erkennen. Die lebenden Fackeln brannten, schrien, liefen, verstummten und verlöschten.

Straßen und Gärten glichen einer Mondlandschaft. Krater an Krater. Hochauf spritzte eine Fontäne aus einem getroffenen Wasserrohr und verwandelte die Umgebung in Morast.

Die Straße mit Leichen übersät, Torsos hingen in den verstümmelten Bäumen. Umgestürzte Planwagen. Pferdekadaver in Bombentrichtern.

Menschen irrten umher. Einer lief — wie unter einem Zwange — in ein brennendes Haus hinein, das krachend über ihm zusammenstürzte.

Was war in dieser Stunde noch ein Menschenleben wert, wo unzählige starben? Nichts, gar nichts!

Die Glut entfachte Sturm. Fauchend schürte er die Flammen. Milliarden Funken wirbelten durch die Luft. Was noch nicht brannte, brachten sie zur Lohe.

Fort, nur fort!

Mertens eilte in eine der Nachbarstraßen. Wie ein Wunder erschien es ihnen, daß das Haus ihrer Bekannten noch nicht brannte. Weit und breit das einzige alleinstehende Gebäude, das noch nicht Feuer gefangen hatte. Verzweifelt kämpften dort Menschen, um den Funken die Nahrung zu nehmen. Aus den leeren Fensterhöhlen warfen sie Kissen, Betten, Decken und Gardinen auf die Straße.

Mertens wandten sich an ihre Bekannten: „Nehmt unser Kind in Obhut. Wir wollen versuchen, noch etwas zu retten."

Zurück in die Hölle, Dachziegel prasselten herab. Glühende Balken versperrten den Weg. Dann standen sie wieder vor ihrem brennenden Haus. Das Erdgeschoß war noch unversehrt.

Zwei Stunden arbeitete das Ehepaar Merten verzweifelt.

Praktisches und unnützes Zeug schleppten sie aus der Wohnung und brachten es hinter einer Gartenmauer in Sicherheit.

Alarm in der Garnison

Die Dresdner Garnison befand sich schon unter den sächsischen Königen in der Neustadt. In einer der Kasernen an der Nordseite der Heeresstraße war auch Feldwebel Ernst Hartmann untergebracht.

Die Soldaten in der Kaserne hatten es sich schon bequem gemacht, hatten die harten Knobelbecher mit weichen Hausschuhen vertauscht. Manche lagen auf ihren Betten, andere schrieben Briefe. Mundharmonikas erklangen, und in einer Stube sang eine Gruppe, die von einer Ziehharmonika begleitet wurde.

Einsam standen die Posten vor den Kasernen. Hin und wieder war der feste Schritt ihrer genagelten Stiefel hörbar.

Gemütlich saß Hartmann mit einigen Kameraden beim Skat. Die üblichen Kiebitze standen hinter den Spielern und sparten nicht mit guten Ratschlägen.

Der Feldwebel hatte gerade ein Großspiel in den Händen. Er war in Vorhand und wurde gereizt.

„24!“

„Nee, da fang ich erst an!“

„27!“

„Kleine Fische!“

„30!“

„Da lachen die Hühner.“

„36!“

„Haste gedacht.“

„40!“

„Ach, du kleiner Schäker.“

„Mensch, wieviel hast du denn überhaupt? 45?“

„Da geht's bei mir erst richtig los.“

„Ernst, ich sag dir's im Guten, wenn du einen Null ouvert aus der Hand vorhast, fliegst du schwer auf dein wohlrasiertes Vorderkinn, auch Schnauze genannt.“

„Halt keine Predigten. Da ist schon mancher drüber gestorben.“

„Hauptsache, man stinkt nicht dabei. 47!“

„Gibt's nicht, du Säugling — ohne Mutterbrust!“

„Ernst, ich laß dich auffliegen! 48 . . .“

„Na, gib schon her! Jetzt werde ich euch Anfängern mal zeigen, wie man Skat spielt! Grand, meine Herren! Mit allen Schikanen von hinten und von vorn bei mir zu haben!“ trumpfte Feldwebel Hartmann auf.

Und sich an die Kiebitze wendend: „Wenn einer von euch das Maul aufmacht oder Zeichen gibt, wie — Hand aufs Herz — Finger hinterm Kragen oder den Lausekopp gekratzt und so — der soll es morgen beim Exerzieren am Kreuze bereuen.“

Mitten im Spiel brüllte eine Stimme im Korridor: „Alarm! Alarm!“ Im gleichen Augenblick heulten die Sirenen auf. Wie von einer Tarantel gestochen, sausten die Spieler von ihren Plätzen hoch.

Hartmann fluchte: „Himmeldonnerwetter, mein Spiel ist im Eimer. Verdammter Dreck!“

Alle stürzten durcheinander. Spinde wurden aufgerissen. Fluchend machten sie sich feldmarschmäßig. Am schwersten fiel das Anziehen der Stiefel. Auf den Korridoren rannten die Männer. Kommandos erschallten. Schon nach wenigen Minuten löste sich das scheinbare Durcheinander. Türen auf und ’raus! Bezweckte Stiefel donnerten die Treppe hinunter. Einige junge Soldaten, die sich noch nicht an die nägelbeschlagenen Stiefel gewöhnt hatten, bekamen die Kurve nicht heraus und fielen hin. Neben den blauen Flecken gab es obendrein noch einen Anpfiff.

Draußen völlige Dunkelheit. Jeder, der herausrannte war zunächst völlig blind. Er folgte nur den Stimmen. „Dritte Kompanie hier!“ — „Zweiter Zug hier!“

Während des Antretens hörten sie schon einzelne Flugzeuge. Ein Licht flammte auf, wurde heller und heller. Einen Augenblick trat völlige Stille ein. Eine Stimme, die jeder kannte, dröhnte über den Kasernenhof: „Fliegerdeckung!“

Blitzschnell lösten sich die angetretenen Formationen auf, die Mannschaften suchten in ausgehobenen Gräben und Stollen Deckung. Es war auch höchste Zeit! Brummen wurde hörbar, und dann ertönte dieses eigenartige Rauschen, das sich immer mehr verstärkte, in Sausen überging und dann — der eisenharte Einschlag von Bomben.

In ununterbrochener Folge legten sich die Bombenteppiche in vielen Kilometern Entfernung über die Stadt. Die Wände der Gräben und Stollen erzitterten unter den ununterbrochenen Explosionen. Einzelne Erdstücke lösten sich und fielen polternd auf Stahlhelme.

Die Soldaten hoben die Köpfe. Bei ihnen waren noch keine Bomben gefallen. Die Explosionen in der Ferne steigerten sich immer mehr. Es war nur noch ein Dröhnen hörbar, als ob Tausende von Geschützen gleichzeitig feuerten. Dann ein geringes Abflauen, gleich danach verstärkte Einschläge. Ein Höllenkonzert. Blutrot färbten sich die Kasernenhöfe. Plötzlich ein Sausen in der Luft. Das Kommando „Deckung!", und dann blitzte und krachte es um sie her.

„Sanitäter!" rief jemand. Dann noch eine Welle und noch eine. Dann wieder Stille.

Nur drei Wellen hatten ihren Segen hier abgeladen. Aus der Ferne erklang erneut das Rasen der Bomben.

Hartmann fühlte sich am Arm gepackt. Eine heisere Stimme schrie ihm ins Ohr: „Herr Feldwebel, ich muß fort, ich muß Urlaub haben!" Das aufgeregte Gesicht eines jungen Soldaten, vom roten Flammenschein erleuchtet, berührte fast das Gesicht des Feldwebels.

„Schütze Sorge. Sind Sie verrückt geworden? Verstehe ich richtig? Sie wollen fort?"

„Ja, Herr Feldwebel! Ich muß zu meiner Mutter!"

„Was? Zu deiner Mutter? Hast du vielleicht wegen der paar Bomben in die Hosen geschissen? Was sollen die armen Teufel sagen, da drüben in der Hölle ...?" — Fast schreiend überstürzten sich die Worte des jungen Soldaten, der kaum achtzehn Jahre sein mochte: „Herr Feldwebel, ich bin Dresdner, meine Eltern, meine Geschwister, sie sind in Lebensgefahr; ich muß hin, ich muß sie retten, sie brauchen mich!"

Die letzten Worte kamen fast wimmernd heraus.

„Alter Esel, das hätteste ja gleich sagen können", brummte der Feldwebel. Er legte seinen Arm um die Schultern des jungen Mannes, der fast noch ein Kind

war. Er hatte selbst einen Buben, wohl gleichen Alters, der irgendwo im Osten steckte. Vielleicht lebte er noch, vielleicht war er auch tot oder gefangen, er hatte lange keine Nachricht von ihm.

„Junge, sei vernünftig. Ich verstehe dich schon! Aber du bist Soldat und mußt hierbleiben!“

„Herr Feldwebel! Ich fühle es doch, meine Angehörigen sind in Lebensgefahr. Meine Mutter ...! Vielleicht ist sie verschüttet ..., sie erwartet Rettung durch mich. Ja, sicher ... sie wird auf mich warten, meine Mutter!“

Hartmann drückte den jungen Menschen fest an sich, der vor sich hinflüsterte: „Vielleicht ist sie auch schon tot; vielleicht hat eine Bombe sie getroffen oder sie verbrennt im Keller.“

Der Feldwebel zwang seine Stimme zur Schärfe: „Schluß jetzt! Reiß dich zusammen, Mensch! Bist du Soldat oder ein Waschlappen?“

„Zu Befehl, Herr Feldwebel! Soldat und Sohn!“

In diesem Augenblick ertönten von allen Seiten Trillerpfeifen.

Feldwebel Hartmann kletterte aus dem Graben. Er war froh, daß er den Schützen Sorge wegen des letzten Wortes nicht noch einmal anzupfeifen brauchte. Die Antwort eines Schülers war das, dachte er; aber auch die eines Kindes, das sich um die Mutter sorgt, und er, der gestrenge Feldwebel, sorgte sich um seinen Sohn. Seine Gedanken wurden durch Befehle abgelenkt. Er blickte nach der Uhr. 45 Minuten hatten sie in den Gräben gehockt. Der Angriff schien beendet zu sein. Nur noch einzelne Detonationen dröhnten aus dem Talkessel, in dem Dresden lag.

Die Kasernen sahen wüst aus. Teilweise von Voll-

treffern zerstört. Türen aus den Angeln gerissen, die Fenster zersplittert und die Rahmen einfach herausgeweht. Kein Mensch konnte zunächst unterscheiden, ob die Gebäude brannten oder ob nur der Lichtschein roter Glut des kilometerweit entfernten Flammenmeeres sich widerspiegelte. Erst nach geraumer Zeit wurde klar, daß ein Eckflügel loderte. Die Flammen waren kaum zu erkennen. Alles — Gebäude, Höfe, Menschen, Bäume —, alles war wie in Blut getaucht.

Es hatte einige Verluste gegeben. Sanitäter kamen mit Tragbahren. Verstört, mit tiefernsten Gesichtern traten die Mannschaften erneut an.

Die Offiziersbesprechung beim Kommandeur war bald beendet. Die Offiziere eilten zu ihren Kompanien. Die Mannschaften wußten aber schon, um was es ging. — Hilfeleistung für die Bevölkerung Dresdens!

Schwere Lastautos und leichtere Mannschaftswagen kamen herangebraust. Ohne Rücksicht auf Bremsen und Material stoppten die Wagen. Es bedurfte keiner Befehle. Blitzschnell erkletterten die Soldaten die Autos. Die Motoren heulten auf, und während die Wagen schon anfuhren, wurden noch Kameraden heraufgezogen.

Feldwebel Ernst Hartmann hatte mit seinen Leuten einen schweren Büssing erstiegen. Die Heeresstraße war von Bomben aufgerissen. Der Mann am Lenkrad konnte fahren. Ein toller Bursche. Geschickt wich er den Trichtern aus, steuerte den Wagen über den Bordstein hinweg auf den Reitweg, wieder hinunter zwischen Bäumen hindurch. Die Mannschaften flogen nur so durcheinander.

An der Garnisonkirche ging es vorbei. Zum Glück war die Brücke über den Grund nicht zerstört. Rechts

und links neben der Straße lagen umgestürzte Fahrzeuge. Vom Luftdruck der explodierenden Bomben umgeworfen oder viele Meter weit fortgeschleudert. Dazwischen Tote.

Sie kamen auf die Königsbrücker Straße. Nur wenige Menschen waren zu sehen. Die meisten steckten noch in den Kellern. Mit Vollgas ging es die abschüssige Straße hinunter.

Hinter ihnen ein furchtbarer Krach. Ein vollbesetzter Lastwagen war in einen Bombentrichter gestürzt. Aber wer sollte sich jetzt um die Soldaten kümmern? Nur weiter, immer weiter. Rechts und links brannten einzelne Häuser. Donnernd stürzte ein Haus zusammen. Rauch- und Staubwolken wallten empor. Fast wie ein Stöhnen klang es, als die Schuttmassen die Kellerdecken eindrückten. Sicher waren die Bewohner noch im Keller und wurden jetzt verschüttet und zerquetscht, während die Lastwagen mit Soldaten, die zur Hilfeleistung unterwegs waren, draußen vorbeifuhren.

Anscheinend hatten gleichlautende Befehle vorgelegen. Lange Reihen von Soldaten wurden von den Lastwagen überholt. Sie zogen im Gänsemarsch die Radeberger Straße, die Bautzener Straße entlang. Einer hinter dem anderen. Ein endloser grauer Wurm, mit Tausenden von Beinen. Vor ihnen, jenseits der Elbe, ein einziges Feuermeer. Niemand brauchte zur Eile anzutreiben. Jeder wußte, es ging darum, Menschenleben zu retten. So zogen Väter und Söhne über die Albert-, Carola- und Marienbrücke. In die vernichtenden Gluten eines Höllenbrandes.

Sie ahnten nicht, daß mancher von ihnen das Neustädter Ufer nicht wieder erreichen würde.

Bis kurz vor Hollacks Tanzsäle, dicht vor dem Albertplatz, kam der Büssing. Dann sperrten umgestürzte Straßenbahnwagen die Fahrbahn. Feldwebel Hartmann sprang zuerst vom Lastwagen. Seine Leute folgten. Dicht hinter ihm Schütze Sorge.

Kurz vor dem Albertplatz, am Hochhaus, brannte ein Bomber. Er war der einzige, der über Dresden abgestürzt ist. Das zwölf Stockwerke hohe Eckgebäude loderte wie eine Fackel. Alle Etagen brannten lichterloh.

Vor den Soldaten lag die breite Hauptstraße. Die ganze Straßenfront ein einziges Flammenmeer. Aber sie mußten hindurch, wenn sie die Altstadt über die Friedrich-August-Brücke erreichen wollten. Einer ging hinter dem anderen. Der Schweiß lief in Strömen von den rauchgeschwärzten Stirnen. So arbeiteten sie sich vorwärts.

Menschen hasteten ihnen entgegen. Grauenverzerrt die Gesichter. Frauen schleppten Koffer, hier brach eine zusammen, dort rief ein Kind verzweifelt nach der Mutter.

Der Befehl des Feldwebels wurde von Mund zu Mund weitergegeben. „Kein Aufenthalt, immer weiter vorwärts." Die Drei-König-Kirche brannte. So weit das Auge blicken konnte: Feuer, Feuer, nichts als Feuer. Auf der Friedrich-August-Brücke ruhten sie einen Augenblick aus. Die feuchte von der Elbe aufsteigende Luft erfrischte ein wenig.

Mit dumpfem Schmerz sahen die Soldaten das Schloß brennen, die Oper und alle jene Bauten, die sie liebten und die Dresden weltberühmt gemacht hatten. Kirchtürme loderten wie brennende Ölquellen aus dem Rauch- und Trümmermeer empor. Dazwischen die De-

tonationen von Zeitzündern und Blindgängern, die in der Glut explodierten.

Der Weg durch das Georgentor zur Schloßstraße war von meterhohen Trümmern versperrt. Links ab ging es in die Augustusstraße. So zog Feldwebel Hartmann mit seinen Leuten in den Tod.

Der Qualm wurde unerträglich. Sie zerrten Gasmasken vor die Gesichter. Kameraden kamen ihnen entgegen, sie trugen Kinder auf den Armen, schleppten Frauen und führten alte Leute. Nur das nackte Leben galt noch etwas. Zu Tausenden lagen die Koffer herum, die einstmals in tagelanger Überlegung gepackt worden waren. Jetzt waren sie nur Ballast.

Hartmann griff sich an den Kopf. War denn das möglich? Trümmer türmten sich in der Höhe eines Hauses. Ein Wall von Feuer umlohte sie. Durch diese Hölle marschierte Feldwebel Hartmann mit seinen Leuten.

Plötzlich verlor er den Boden unter den Füßen. Er stürzte in einen Bombentrichter. Er fiel nicht tief. Auf irgend etwas Weichem lag er. Und dann fühlte er es, erkennen konnte er es im Schatten des Trichters nicht! Er lag auf Menschen, auf Toten, nur auf Toten. Bei der Flucht vor dem Feuer waren sie in die Krater gestürzt und elend erstickt oder zerquetscht worden.

Mühsam rappelte Hartmann sich auf und ließ sich hochziehen.

Erst jetzt erkannte er die Gefahr. Gebäude krachten zusammen. Vorwärts, nur vorwärts. Ein Zurück gab es nicht mehr. Sie mußten versuchen, nach dem Großen Garten, der Johann-Georgen-Allee oder nach der Bürgerwiese durchzukommen. Glückte ihnen das nicht, dann erging es ihnen wie den vielen Toten, die in den Trümmern und auf den Straßen lagen.

Der Deserteur

Schütze Sorge hatte seine Truppe verlassen. Fahnenflucht nannte man das. Als sie auf der Friedrich-August-Brücke rasteten, blieb er in einem der Brückenbogen liegen. Dann hastete er die Straßen an der Elbe unterhalb der Brühlschen Terrasse entlang. Seine Eltern wohnten in der Johannstadt, auf der Zöllnerstraße.

Durch die brennende Stadt dorthin zu kommen, wäre heller Wahnsinn gewesen. Er mußte versuchen, an der Elbe aufwärts durchzukommen. Erschöpfte, völlig apathische Menschen lagen auf den Elbstraßen, auf dem Terrassenufer, dem Sachsenplatz und der Gerokstraße. Jedes Haus brannte, der riesige Sandsteinbau des Amtsgerichts, die Kunstakademie. Soldaten versuchten, die Menschen aus den Kellern herauszuholen. Die meisten hatten Furcht und weigerten sich die Keller, die für sie den letzten Schutz bedeuteten, zu verlassen.

Die Hölle war los. Ein Sturm raste, erzeugt durch den Sog des durch das Feuer schnell verbrauchten Sauerstoffs. Wer die Straße betrat, wurde umgeweht. Funken, dicht wie Schneetreiben, entflammten sofort die Kleidung. Wie Irre hetzten die gequälten Menschen die Straßen entlang. Sie versuchten, die Elbufer zu erreichen. Nur wer nasse Decken um sich geschlungen hatte, kam lebend durch.

Sorge konnte nicht mehr weiter. Ringsum war er von Flammen eingeschlossen. Erschöpft ließ er sich in einen Hauseingang fallen. Die Gasmaske zerrte er vom Kopf. Im Keller hörte er Weinen und Schreien. Herrgott, dachte er, die Keller sind noch voller Menschen.

Der Gedanke an seine Eltern riß ihn hoch. Durch Hausflure, durch Gärten, die innerhalb der großen Häuserblocks lagen, kämpfte er sich. Seine versengte Uniform hing nur noch in Fetzen am Leibe.

Viele Menschen lagen in den Gärten dieser Häuserviertel. Dumpf, ergeben kauerten sie am Boden. Tücher vor den Mund gepreßt, warteten sie auf Rettung, die nie kommen konnte, auf Rettung aus dem Flammenmeer, das sie mitleidlos umklammert hielt.

Mit einem Sprung hetzte er durch einen brennenden Hausflur. Er stand auf der Dürerstraße, dicht vor dem Zöllnerplatz. Auch hier das gleiche Bild. Menschen über Menschen zusammengepreßt, dem Ersticken nahe, die auf das Wunder warteten, das sie aus diesem Feuerofen herausholen würde.

Auch ihr Hoffen blieb vergeblich.

Mit langen Sätzen hetzte er über den Platz. Er stürzte, raffte sich auf, fiel wieder. Eine furchtbare Detonation sprengte ihm fast das Trommelfell. Vor ihm stieg eine Feuersäule empor. Mauern wankten, verharrten einen Augenblick und stürzten in sich zusammen. Staub und Qualm wirbelten umher und verbreiteten Dunkelheit.

Flüchtende, die über die Trümmer auf der Straße hasteten, wurden verschüttet. Niemand kümmerte sich um sie. Weiter, nur immer weiter zu dem rettenden Ufer der Elbe, zu der Vogelwiese. Es waren die Mutigeren, die nicht in den Kellern blieben.

Sorge lag am Boden, vielleicht von der hochgehenden Zeitbombe hingeschleudert. Zwanzig Meter weiter, und auch er würde unter den Trümmern ruhen. Warmes Blut lief ihm aus einer Wunde in den Nacken. Klebrig fühlte er es zwischen den Fingern.

Mühsam stand er auf. Taumelnd überkletterte er den Trümmerberg, und dann stand er vor dem Haus, das einstmals seine Heimat gewesen war, vor seinem Elternhaus. Volltreffer! Ein einziger Trümmerhaufen! Ein Stück Mauer der Hausfront war noch sichtbar. Ein weißer Pfeil deutete die Richtung an, wo sich der Luftschutzkeller befand.

Flammen röteten den Pfeil und ließen ihn grell aufleuchten. Sorge rang nach Luft. Schweiß und Blut verklebten seine Augen. Rauch beizte seine Lungen. Er wischte sich die Augen aus und stülpte die Gasmaske erneut über den Kopf. Um ihn war nur das unheimliche Prasseln der Flammen; kein Lebewesen mehr weit und breit!

Dann begann er zu wühlen, bis seine Hände bluteten. Steine und Brocken warf er hinter sich. Sein Atem ging stoßweise. Lauschend hielt er inne.

Drangen nicht Stimmen zu ihm herauf? Hatte man das Poltern der Steine gehört, gab man von unten ein Zeichen? Fieberhaft arbeitete er weiter, der Junge von 18 Jahren, den man in eine Uniform gesteckt hatte und der durch sie noch kein erwachsener Mann wurde. Ein Sohn kämpfte um das Leben seiner Eltern und Geschwister, um die Rettung seiner Mutter.

Aber was konnten diese zwei Menschenhände ausrichten, wo Bagger Tage brauchen würden, um diese Tonnen von Trümmern wegzuräumen. Ein verzweifeltes Schluchzen würgte den jungen Menschen.

Da fühlte er sich angepackt. Soldaten standen hinter ihm. Sie nahmen ihn mit. Er leistete nur schwachen Widerstand. Er war am Ende seiner Kräfte.

Trecks im Bombenhagel

Die Bäuerin Heuert aus Palzig hatte für ihre Kinder, die im „Großen Garten" geblieben waren, bei Albrecht Merten eine dicke, heiße Suppe gekocht. Die Kleinen löffelten jeder drei volle Teller aus. Jetzt ruhten sie auf weichem Heu unter der Zeltplane des Wagens und schliefen, erschöpft von den Strapazen des Trecks, wie Tote.

Der Bauer hatte mit seinen Leidensgefährten, deren Wagen in der Nähe an der Stübelallee standen, einen Wachdienst eingerichtet. Ständig mußte einer von ihnen ungefähr fünfzig Wagen beaufsichtigen, damit nichts gestohlen wurde. Allerhand lichtscheues Gesindel trieb sich in diesen letzten Kriegsmonaten herum und vergriff sich auch an der Habe der Vertriebenen, obgleich jeder, den man dabei faßte, sofort standrechtlich erschossen wurde.

Heuert hatte die Runde. Die Zeit wurde ihm nicht lang. Hier mußte ein Pferd, das mit dem Vorderfuß in die Kette getreten war, befreit werden, dort band er ein Tier kürzer an, damit es sich nicht losreißen konnte.

Dann gab es Vollalarm.

Frau Heuert schreckte hoch. Ihre Kinder weinten. Diese auf- und abschwellenden, durch Mark und Knochen dringenden Töne bedeuteten bestimmt nichts Gutes. Wie rasende Tiere schrien die Sirenen.

Auf einmal wurde es taghell unter der Zeltplane. Die Kinder sahen ihre eigene Todesangst im Gesicht der Mutter widergespiegelt, das machte sie ganz mutlos. Die Mutter, die immer einen Ausweg wußte, war ratlos und fürchtete sich — dann mußte es sehr schlimm werden.

In die abgestellten Wagen kam Bewegung. Die Män-

ner und Frauen starrten auf die Flammenzeichen am Himmel.

Heuert wollte gerade ein Pferd, das sich losgerissen hatte, an einem der dicken Bäume des Großen Gartens anbinden, als die ersten Bomben fielen. Das Pferd bäumte sich hoch auf, entriß ihm die Leine und lief wie von Furien gehetzt durch den Baumbestand. Das Tier war von Sinnen, es machte auch die anderen Pferde wild, es prallte gegen einen Wagen, fiel hin, rappelte sich wieder hoch, floh weiter, stieß mit voller Wucht gegen eine Wagendeichsel, die sich tief in seine Brust bohrte. Röchelnd verblutete es.

Der Bauer hatte bei den Züllichauer Ulanen gedient, er verstand sich auf Pferde. Er wußte, daß nichts zu machen war, wenn die Tiere von Panik ergriffen wurden, dann hörte jeder Einfluß des Menschen auf, dann erwachte der uralte Instinkt der Wildpferde, der kategorisch befahl: Fliehen ... fliehen, ganz gleich wohin!

Die Pferde hatten sich der Hand des Menschen entzogen, die rohe Gewalt triumphierte.

Heuert warf sich platt auf die Erde. Er wollte die Stübelallee überqueren, um mit den Seinen vereint zu sein. Hinter ihm brannten die einzeln stehenden Villen wie Riesenfackeln. Er kroch über die Straßenbahnschienen, hatte gerade den Reitweg erreicht, als ganz in seiner Nähe zwei Bomben krachend einschlugen. Erdklumpen trafen ihn, vergeblich versuchte er, sich tiefer in den Kies des Reitweges zu drücken. Schon fielen erneut Bomben. Wagen zersplitterten, Pferdeleiber wurden hochgeschleudert, und dicht über ihm, in dem Ast einer Eiche, hing ein Menschenarm. Der Bauer starrte diesen Arm an; es schien ihm, als winke die Hand ihm zu.

Einen Augenblick wurde er schwach.

Weiter, weiter ... Heuert robbte über die Promenade, über den Radfahrweg. Hier drückte er sich eng an einen glatten Buchenstamm. So hatte er wenigstens nach einer Seite Deckung.

Aus der wohlgeordneten Reihe der Planwagen war ein unentwirrbares Knäuel von Holzteilen, Hausrat, Toten, Sterbenden und Verwundeten geworden. Mein Gott — wie mag es den Meinen ergangen sein, dachte der Bauer. Die Angst um Frau und Kinder trieb ihn weiter, über die Gleise der Straßenbahn, die Asphaltstraße, den Fußweg. Schwer atmend blieb er liegen.

Obgleich die Bomben weiter fielen, hob er den Kopf. Dort am Rande des Großen Gartens, das einzige unversehrte Gefährt, das mußte sein Wagen sein. Und unter dem Wagen bewegte es sich, ein Knäuel von Menschen. Heißer Schreck durchfuhr den Bauern. Seine Augen tränten, so angestrengt blickten sie unter den Wagen. Jetzt sah er es deutlich: seine Frau lag wie eine Bärin über den Kindern, schützte sie mit ihrem Leib vor den Bomben.

Da sprang Heuert hoch, lief aufrecht zu den Seinen, umklammerte sie — und weinte haltlos.

Es schien ihm, als sei er um die halbe Erde zu Frau und Kindern gekrochen.

Und es waren doch nur 70, vielleicht 80 Meter gewesen.

Jede Bombe — ein Volltreffer

Der Ausstellungspalast mit seinen riesigen Hallen am Rande des Großen Gartens war mit Flüchtlingen überfüllt. Es gab weder Bunker noch Splittergräben,

nicht einmal einen Keller. Durch die leichten Dächer sausten die Bomben und zerfetzten die Menschen. Stabbrandbomben explodierten erst beim Aufschlag auf den harten Zementböden und verspritzten ihr Feuer. Große Kanister, mit Phosphor gefüllt, zerplatzten unter den armen Menschen, die, von wenigen Spritzern getroffen, sofort in Flammen standen.

Die Hölle öffnete ihre Schlünde. Die Lagerstätten der Flüchtlinge aus Stroh und Heu loderten auf. Die Todgeweihten drängten zu den Ausgängen. Die Menschenknäuel preßten sich immer enger zusammen. Keiner konnte mehr vor oder zurück.

Der Wahnsinn feierte Orgien. Die Bomben fielen erbarmungslos bei jedem neuen Anflug. Jeder Einschlag ein Volltreffer.

Schutzloser sind wohl nie Menschen getötet worden.

Ein einziger Schrei, aus tausend angstverschnürten Kehlen, aus tausend gemarterten Brüsten, rang sich von tausend zitternden Lippen, schlug hoch empor gen Himmel.

Hörte ihn Gott?

Angriff auf den Zoo

Nach Strehlen zu lag der Zoologische Garten. Die Lebensarbeit von Direktor Brandes, der in Dresden einen der schönsten Tiergärten Deutschlands schuf. Hagenbecks Musteranlagen in Hamburg gaben das Vorbild.

In Freigehegen tummelten sich Elefanten, Löwen, Tiger, Leoparden, Bären, Wölfe. Dutzende von Antilopenarten kletterten über künstliche Gebirge. Dazu Zebras, Giraffen, Känguruhs, Strauße und Tiere aus

aller Herren Ländern. In hohen Flugkäfigen kreisten Adler, Geier und Kondore. Affen gab es zu Hunderten.

Im Aquarium standen rechts vom Eingang die riesigen, hell erleuchteten Bassins mit subtropischen Fischen, links lebten hinter Gittern und Glas Schlangen und Krokodile.

Direktor Brandes hatte es von Monat zu Monat schwerer, jetzt, im totalen Krieg, seine Freunde, die Tiere, zu ernähren.

Die Raubtiere abschießen. Diesen Gedanken wies er weit von sich. Man trennt sich doch nicht von seinen Lieblingen, die man sozusagen mit zur Welt gebracht und großgezogen hatte.

Seine sprichwörtliche Tierliebe wurde weit über Dresdens Grenzen hinaus bekannt, als er Buschi, den Menschenaffen, großzog. Unzählige Anekdoten kursierten um ihn und seinen Buschi. Mit fast menschlichen Lauten liebkoste der Orang-Utan seinen „Vater" und schrie vor Schmerz, wenn Brandes ihn verließ. Alle Tiere hingen an ihm.

Als die ersten Bomben — noch weit entfernt — zur Erde hinunterorgelten, wurden die Tiere seltsam unruhig. Löwen und Tiger sprangen dumpf brüllend und fauchend an den Gittern hoch.

Dann schlugen die ersten Bomben in der Nähe ein.

Naturlaute erfüllten die Luft. Die Tiere brüllten, kreischten, schrien, trompeteten in hohen und tiefen Dissonanzen. Ketten klirrten, dumpf polterte der riesige Schädel eines Bisons gegen die feste Bohlentür seines Unterkunftshauses.

Wärter stürzten herbei. Völlig hilflos standen sie dieser entfesselten Urgewalt gegenüber. Vergeblich versuchten sie, die Tiere zu beruhigen.

Dann krachte die erste Bombe mitten in den Tierpark hinein. Stabbrandbomben zischten vom Himmel, Phosphorkanister sprühten Feuer.

Das Höllenkonzert der Tierstimmen steigerte sich zum Furioso. Tiere übersprangen Gitter und Gräben, die sie nach menschlicher Berechnung nie hätten überwinden können.

Der erste Bombenteppich fegte über den Tierpark hinweg, legte Käfige um, zertrümmerte Gitter, verschüttete Trenngräben. Das wilde Trompeten des Elefanten verstummte jäh. Ein Bach von Blut entquoll dem riesigen, von gräßlichen Wunden zerfetzten Leib.

Krachend schlugen die Raubvögel gegen die Gitter, stürzten ab, flogen erneut auf, um wieder gegen die Gitter zu flattern. Ein Geier zappelte mit gebrochenen Flügeln am Boden. Schauerlich krächzte er in die Nacht. Er gierte aber nicht nach dem Blut, dem Aas, das ihm auf allen Straßen und Plätzen Dresdens wochenlang Fraß geboten hätte. Fortwährend drehte er sich im Kreise.

Die Wärter waren geflohen; nicht vor den Tieren, aber vor den Bomben, die Menschen herabschickten.

Das große Zoo-Gebäude und einige Tierhäuser brannten, Bomben hatten riesige Lücken in die Umzäunung gerissen. Die Tiere flüchteten in die Freiheit. Kein Raubtier dachte daran, eine Gemse oder eine Antilope anzugreifen. Die explodierenden Bomben und das Feuer hatten sie völlig eingeschüchtert.

Menschen flohen durch die Tiergartenstraße vor Feuer und Bomben.

Dicht hinter ihnen tauchte ein Raubtier auf. Das Tier warf sich hin, wälzte sich auf dem Asphalt, um die Funken in seinem Fell auszudrücken. Nun kam das

Tier ganz nahe an die zitternden Menschen heran. Es tat ihnen nichts, eher schien es, als suche es bei ihnen Schutz.

Selbst, als die Menschen schreiend davonliefen, dachten die Raubtiere an keine Verfolgung. Auch eine Herde von Äffchen, die über die Straße sprang, beachteten sie nicht.

Die Angst vor dem Unfaßlichen, die Angst vor Bomben und Bränden beherrschte die Tiere des Dresdner Zoos. Sie rasten einmal in diese, einmal in jene Richtung. Affen sprangen schreiend von Baum zu Baum. Papageien kreischten in den Zweigen, Flamingos liefen flügelschlagend über die Lichtungen, Pelikane watschelten, so schnell sie konnten, hinterher.

Das Pflaster dröhnte vom Hufschlag der Pferde. Eine ganze Herde galoppierte die Straße entlang. Voran ein Schimmel, dem Teile des Geschirrs noch unter dem Bauch hingen. Es waren die Zugtiere der Flüchtlinge.

Der Schimmel blieb stehen. Zitternd wartete die Herde. Die Nüstern des Leittieres blähten sich, es witterte die Raubtiere, warf sich in panischem Schrecken herum, gefolgt von der Herde.

Die Pferde der Flüchtlinge und die Tiere des Zoos hatten zwar die Freiheit gewonnen, aber sie wurden ihrer nicht froh. In dieser Freiheit mußten sie sterben, genau wie jene Wesen, die sie ihnen genommen hatten. Bomben fragten nicht, ob Mensch oder Tier; sie forderten ihre Opfer von allem, was lebte. Noch viele Tage nach den Luftangriffen irrten diese Tiere durch die Vororte Dresdens.

Zur gleichen Stunde, da unzählige Menschen in den Kellern der Stadt aus Mangel an Sauerstoff lautlos hinübergingen, starben auch jene Tiere des Zoos, denen die Natur keine Stimme gegeben hatte.

Das Aquarium stand in Flammen. Langsam fraßen sie sich tiefer. Die Zuleitungen zu den Bassins der Fische und Wasserschildkröten schmolzen in der Glut. Kein Frischwasser floß nach.

Die Temperatur des Wassers stieg und stieg. Die Fische sprangen mit quirlenden Schwanzschlägen hoch aus dem Wasser. Langsam begann das Wasser zu kochen, und alles Leben erlosch.

Mit lautem Knall barsten die Scheiben der Bassins, eine nach der anderen, und im beizenden Qualm der Flammen zuckten und sprangen die Leiber der Tiere auf dem Fußboden. Molche, Fische, Wasserschlangen, Spinnen, Schildkröten. Ein tolles Gewirr.

Noch grausamer war das Sterben im linken Flügel des Aquariums. Die Schlangen und Krokodile hatten ihre Trägheit völlig verloren. Mit blitzschnellen Bewegungen durchfurchten sie den Sandboden, stiegen an den Wänden hoch, oftmals nur noch mit dem Schwanzende den Boden berührend.

Die riesige Boa constrictor hatte am gleichen Nachmittag ein Wildschwein zum Fraß erhalten. Für zwei bis drei Monate wäre sie damit gesättigt gewesen. Träge hatte sie dagelegen. Deutlich zeichneten sich die Konturen des im Schlangenleib ruhenden Tieres ab. Unruhig bewegte sie den Kopf hin und her. Ihre Bewegungen wurden immer erregter. Durch den langen, riesigen Leib ging ein Zittern, und dann brach sie mit einem Ruck das Wildschwein wieder aus. Schleim und Blut flossen hinterdrein; die Riesenschlange wand sich noch einige Male. Dann lag sie für immer still.

Dieser Teil des Gebäudes brannte nicht ganz aus. Nur wenige Tiere schmorten in den Flammen. Die meisten tötete die Kälte.

Im Polizeigefängnis

Totenstille wurde es ab 20 Uhr im ganzen Bau des Polizeipräsidiums auf der Schießgasse. Die Gefangenen hatten gegessen — und waren weiter hungrig. Handtücher, Seife und Zahnbürsten legten sie vor die Türen der Zellen nieder und ruhten jetzt auf Pritschen und Decken. Flüsternd unterhielten sie sich. Es waren die üblichen Gespräche, um die es in jeder Zelle geht: — Essen, Verhandlungstermin, Befreiung oder Tod? —

Jeder Neuangekommene wurde stundenlang wie eine Zitrone ausgepreßt. Soviel wußten alle, selbst die, die schon seit Jahr und Tag in Untersuchungshaft saßen, daß es militärisch um Deutschland schlecht stand. Der Feind kämpfte im Westen und Osten bereits auf deutschem Boden.

In den verlockendsten Farben malten sie sich den Augenblick aus, wenn auf einmal an den großen Toren amerikanische oder russische Panzer vorfahren würden. Kurze Zeit später würden die entwaffneten Wachtmeister die Zellen öffnen müssen, um sie dann freizulassen. Daran zweifelte keiner, daß der Feind ihnen die Freiheit gäbe.

Jeder hatte dabei seine eigenen Gedanken. Der eine wollte mit diesem oder jenem Wachtmeister abrechnen, der andere würde erst mal in der Küche den Koch „fertigmachen", der sie nach ihrer Ansicht um das Essen betrog. Und dann würden sie sich erst mal richtig voll essen. Die meisten aber wollten sofort nach Hause zu ihren Angehörigen.

Untersuchungsgefangenen standen gewisse Rechte zu: Rauchgenehmigung, Zusatzverpflegung, Sprecherlaubnis. Jedes kleinste, nicht beabsichtigte Vergehen

wurde sofort mit Leseverbot oder Rauchverbot oder einer anderen Schikane beantwortet.

Die Gefängnisordnung schrieb vor, daß sich die Gefangenen beim Öffnen der Tür mit den Händen an der Hosennaht an der hinteren Wand aufzustellen hatten. Die meisten Wachtmeister winkten sofort ab, wenn sie die Zelle öffneten. Sie verzichteten auf diese schikanöse „Ehrenbezeigung“. Aber Bartusch, der seinem von den Gefangenen abgewandelten Namen alle Ehre machte, schloß besonders rasch auf und diktierte eine Strafe nach der anderen, wenn die Gefangenen nicht schnell genug an die hintere Wand flitzten. Ein magenkranker, fast 70jähriger Mann hatte auf diese Weise im Laufe der Zeit alle ihm zustehenden Rechte verloren. Beschweren? Das hatte er nur einmal probiert. Und das hatte für alle Zeiten genügt! Der alte Häftling hätte seine Haftzeit kaum überstanden, wenn nicht seine Mitgefangenen ihm von allem, was sie erhielten, sei es Essen oder Tabakwaren, abgegeben hätten. Dieser Hilfsbereitschaft verdankte er es, noch am Leben zu sein.

Einen Ort gab es im Gefängnis, wo im allgemeinen auch die als scharf bekannten Wachtmeister ein Auge zudrückten. Das war der Duschraum im Keller. Wöchentlich ging es einmal zum Duschen. Und wenn das Wasser aus den Brausen rauschte und der Wasserdampf den Raum einnebelte, dann wurde mit den Insassen anderer Zellen geflüstert.

Was Menschen in der Freiheit in zwanzig Sätzen sagen, wurde hier in drei Worten ausgedrückt und auch sofort verstanden.

Wenn Bartusch Tagdienst hatte und die Häftlinge zum Duschraum geleiten mußte, dann war ihnen die

ganze Woche verdorben. Denn er war hier genauso scharf wie überall. Kein Wunder, wenn man ihm an den Kragen wollte.

*

Am 13. Februar mochten in den Zellen knapp 1000 Häftlinge liegen. Jede Zelle war mit vier bis sechs Mann überbesetzt. Dazu kamen noch größere Zellen, deren ursprünglicher Zweck es gewesen war, ein Dutzend Festgenommener nur für eine Nacht aufzunehmen. Jetzt fanden sie als „Verhörzellen“ Verwendung.

Eine Sekunde lang stockten die Herzen der 1000 Gefangenen, als die Sirenen Vollalarm gaben. Sekunden später donnerten die Fäuste der Häftlinge gegen die Zellentüren, lauter als die Stimmen der Wächter, die brüllend Ruhe verlangten. Durch die vergitterten Fenster leuchteten am Himmel Christbäume. Die meisten wußten, was das zu bedeuten hatte. Genau über dem Gefängnis stand so ein Lichterbaum.

Die ersten, noch fernen Bombeneinschläge ließen die dicken Mauern erzittern. Das Klopfen verstärkte sich zur Raserei. Das Schreien der Menschen hinter Gittern übertönte die näher kommenden Bombeneinschläge.

Brandbomben setzten das Polizeipräsidium, das dem Gefängnis wuchtig vorgelegen war, in Flammen. Hoch loderte das Feuer aus dem Dachstuhl. Sein blutiger Schein erhellte die Hinterhöfe und die Zellenfenster. Auch in die Gefängnisse selbst fielen durch die dicken Glasdächer Brandbomben. Sie fanden keine Nahrung.

Tierisch klangen die Schreie der in den Zellen Eingesperrten. Ratlos liefen die Wachtmeister umher. Keiner wußte, was er tun sollte. Jeder bangte um sein

eigenes Leben — und trug dabei die Verantwortung für Hunderte ihm ausgelieferter Gefangener.

Einige der Wachleute flüchteten in die Kellerräume des Gefängnisses und in das in der Nähe gelegene Albertinum, andere rannten völlig kopflos vor den Zellentüren auf und ab. Sollten sie öffnen oder nicht? In jeder Zelle vier bis sechs Mann. Bis zur Siedehitze erregte Menschen!

Von Sinnen, würden sie sich sicher auf die Wachmannschaften stürzen, sie niederschlagen, die Tore stürmen und flüchten.

Das konnte ihnen selbst den Kopf kosten. So vergingen kostbare Minuten, die nicht wieder einzuholen waren.

Einige Brandbomben waren schräg in die Keller des linken Hauptgebäudes gefallen. Die Flammen schlugen heraus und leckten gierig in die Höhe. Und oben, fünf und sechs Stockwerke höher, saßen Menschen in den Zellen, fast ausnahmslos unschuldig hinter Gitter gebracht, machtlos hinter eisernen, doppelt gesicherten Türen und dicken, festen Wänden, die kaum schwerstes Werkzeug hätte gewaltsam öffnen können.

Sie hatten nur ihre nackten Hände aus Fleisch und Blut.

Taub und unempfindlich gegen Schmerzen waren diese zerkratzten, blutenden Hände geworden — so hatten sie nutzlos gegen die Wände und Türen geschlagen.

Die Zellenfenster waren gleich zu Anfang durch den Luftdruck zersplittert.

Brandgefahr? Ja, was sollte wohl in den Zellen brennen. Vielleicht der hölzerne Klapptisch oder Klappsitz, vielleicht der einzige Strohsack auf dem hochklapp-

baren Eisengestell. Die Funken, die hereinwirbelten, waren harmlos. Es gab keine Gardinen und Betten, weder Kissen noch Teppiche wie in den Privathäusern, die rascher entflammten als man es jemals für möglich gehalten hätte.

Aber eine andere Gefahr tauchte auf. Beizender Rauch drang durch die kleinen Fenster herein. Im Augenblick waren die Zellen von dichtem Qualm erfüllt. Ächzend wälzten sich die Häftlinge am Boden. Ihre vom Schreien heiser gewordenen Stimmen röchelten nur noch.

Das Gefühl, eingesperrt und dadurch völlig wehrlos zu sein, verzehnfachte ihre Todesangst. Die Menschen draußen in den Straßen und Kellern Dresdens konnten sich wenigstens bewegen, aber diese armen, gepeinigten Kreaturen konnten nicht einmal das.

Heimkehr der Bomber

Der viermotorige Bomber, den der Flieger Jonny führte, landete nach fünfstündiger Flugdauer auf seinem Heimatflugplatz. Die Rollfelder lagen in grellem Scheinwerferlicht. Positionslampen begrenzten die Landungsstreifen. Eine gewisse Verdunklungs-Vorsicht war zwar noch befohlen, fand aber kaum noch Beachtung.

Eiserne Gitter waren kilometerlang ausgebreitet und gaben eine sichere Landefläche. Die schwere Maschine setzte auf und hüpfte noch einigemal, ehe sie langsam ausrollte.

Rechts und links neben ihm landete ein Bomber nach dem anderen. Das Bodenpersonal kam herbeigeeilt. Tankwagen fuhren heran; aus langen Schläuchen floß

das Benzin in die riesigen Tanks der B 26.

Steifbeinig stiegen die Mannschaften aus. Herzliche Begrüßung und Händeschütteln. Während die Bomber für einen neuen Einsatz fertiggemacht wurden, preschten die Flieger in schnellen Jeeps den Unterkünften zu.

Rasch streiften sie den Fliegerdreß ab, duschten sich, und langsam fand sich einer nach dem anderen im Kasino ein. Was ihr Herz an Essen und Trinken begehrte, wurde serviert. Schweigend aßen und tranken sie. Die Nerven verlangten aber mehr nach Betäubungsmitteln: nach Alkohol und Nikotin.

Bequem lehnten sie sich in die Sessel zurück. Jeder hatte seine eigenen Gedanken. Jonnys Mannschaft überflog ungefähr gegen 22 Uhr Dresden. Schon von weitem hatten sie das kilometerhohe Flammenmeer gesehen. Dann klinkten sie die Bomben über dem befohlenen Ziel aus. Unter ihnen ein Flächenbrand, der wie eine glühende Herdplatte aus der Dunkelheit herausstach.

Er wußte nicht, daß sich seine Kameraden noch über Nürnberg und Erfurt befanden, als er seine tödliche Last in die Tiefe schickte. Über Hunderte von Kilometern erstreckten sich die Bomberströme.

Viele Einsätze hatte Jonny schon geflogen. Bei Tag und bei Nacht. Vor zwei, drei Jahren erschien es ihm jedesmal wie ein Wunder, wenn er seine Maschine auf der Rollbahn aufgesetzt hatte. Jeder Einsatz ging auf Leben und Tod. Rechts und links, vor und hinter den Bombern platzten die Granaten der deutschen Flakgeschütze, und oftmals war der Rumpf seiner Maschine von Sprengstücken durchlöchert.

Lahmgeschossen erreichte man nach solchen Einsätzen gerade noch den Flughafen.

Dann diese verdammten deutschen Jäger. Wie die Pfeile kamen sie herangeschossen, und ehe die Bordschützen sie im Visier hatten, verschwanden sie, ohne daß man sie richtig gesehen hatte. Kein Einsatz wurde ohne Verluste geflogen. Manchen Kameraden sah er mit weißer Brandfahne in die Tiefe gehen.

Tageseinsätze wurden mit starkem Jagdschutz geflogen. Plötzlich waren die deutschen Jäger in unheimlichen Mengen da. Eine tolle Kurbelei setzte ein, und dann kamen die zweiten Jagdwellen, die unter den Bombern schwer aufräumten. Das war noch ein Krieg gewesen. Mann gegen Mann, Tollkühnheit gegen Geschicklichkeit. — Aber jetzt? —

Jonny stürzte einen Whisky hinunter. Eine Ordonnanz schenkte gleich wieder ein. — Aber jetzt? —

Start, Anflug, oftmals stundenlang nur das Dröhnen der Motoren hörbar, Ziel, Angriff, Bombenabwurf, Abdrehen, Rückflug, Landung. Es ging zu wie im Manöver.

Kein Flakgeschütz sandte seine Granaten mehr herauf, und wenn schon, dann lagen die Sprengwolken fern von ihnen. Jäger, wenn schon welche kamen, hielten sich weitab und wurden selbst gejagt. Drei, vier, oftmals fünf Jäger waren hinter einem einzigen deutschen her gewesen. Auch das hatte in letzter Zeit aufgehört.

Jetzt!? Im Formationsflug ging es über Feindesland, fast ohne Gefahr. Ausgerichtet wie zu einer Flugvorführung zogen sie hoch oben am Himmel hin und schickten am Ziel Tod und Verderben in die Tiefe, auf Verkehrsknotenpunkte, Städte, Schleusen, Fabriken oder Flugplätze. Wie es eben befohlen wurde.

Jonny wünschte auch, daß endlich Schluß gemacht würde. Das war kein Krieg mehr. Er wollte nach Hause, zu Mary und seinen Kindern. Aber diese idiotischen Germans kapitulierten immer noch nicht. Schön, dann sollten sie haben, was sie anscheinend wollten, Bomben und nochmals Bomben, bis kein Stein mehr auf dem anderen blieb.

Wie es damals um Deutschland stand, was Deutschland hätte tun müssen, um das Morden zu beenden, das hat General Dwight D. Eisenhower in wenigen Sätzen zusammengefaßt:

„Militärisch gesehen, wäre die Kapitulation in diesem Augenblick die beste Lösung für die Deutschen gewesen. Ihre Lage war hoffnungslos, und selbst wenn dadurch in politischer Hinsicht nichts gewonnen worden wäre, so hätte sie doch Tausenden von Soldaten das Leben erhalten und weitere Zerstörung ihrer Städte und Industriebetriebe vermeiden können."

Und während Jonny sich zur Ruhe begab, um sich für einen weiteren Einsatz auf Dresden zu stärken, der am zeitigen Vormittag des 14. Februar geflogen werden sollte, waren noch mehr Bomber als beim ersten Angriff auf Dresden unterwegs.

Hoch oben am nachtdunklen Himmel kamen sie ihrem Ziel immer näher. Diesmal ruhten, im Gegensatz zum ersten Angriff, der mit vielen Brandbomben geflogen worden war, nur Sprengbomben schwersten Kalibers und Phosphorkanister in den Schächten.

Hunderttausende kämpften in Dresden um ihr Leben. Vom Stadtrand nach dem Zentrum zu fraßen sich die Flammen weiter, drängten die Bevölkerung und Flüchtlinge auf immer engerem Raum zusammen. Immer dichter füllten sich die Grünflächen mit Men-

schen, die dem Ersticken nahe waren. Sie beteten zu Gott um Hilfe und Befreiung aus diesem Glutofen, aus dieser Hölle. Hunderttausende warteten auf das Wunder, das ihnen der Himmel schicken sollte. Von Todesfurcht gepeinigt, saßen sie noch in den Kellern, während sich die Flammen von Stockwerk zu Stockwerk tiefer herunterfraßen.

Vergeblich ihr Hoffen. Vergeblich ihr Beten!

Hoch oben zogen neue Bomberverbände heran. Auch ihren Flug konnte keine Macht der Erde mehr aufhalten. Vielleicht ein einziger, jener, der den Befehl zum zweiten Angriff auf Dresden gab. Ein einziges Wort von ihm hätte genügt, die Bomber zur Umkehr zu zwingen. Ein einziges, kleines Wort. Es wurde nicht ausgesprochen. Dieser Befehl kam nicht.

Zum Oberstkommandierenden der Fernbomberwaffe wurde der englische Marschall Harris im Frühsommer 1942 ernannt. Er wurde dann unter dem Namen „Bomber-Harris" bekannt.

Am 28. Juli 1942, nicht lange nach seiner Ernennung zum Oberstkommandierenden der britischen Fernbomberwaffe, erklärte Harris in einer vom britischen Rundfunk verbreiteten Rede:

„Wir werden das Dritte Reich mit der Geißel des Luftkrieges von einem bis zum anderen Ende züchtigen. Wir bombardieren Stadt auf Stadt mit zunehmender Schrecklichkeit."

Am 28. Mai 1943, demselben Tag, an dem der stellvertretende britische Ministerpräsident Attlee im Parlament erklärt hatte: „Nein, es findet kein unterschiedsloses Bomben statt. Wie in diesem Hause wiederholt festgestellt wurde, werden nur solche Ziele bombardiert, die vom militärischen Standpunkt aus

höchst wichtig sind", äußerte sich Luftmarschall Sir Arthur Harris wie folgt:

„Was es (Deutschland) in der Vergangenheit zu spüren bekommen hat, war nur Hühnerfutter im Vergleich zu dem, was es nun bekommen wird."

Auf Seite 242 seines Buches über seine Tätigkeit im Zweiten Weltkrieg schrieb Luftmarschall Harris zur Zerstörung Dresdens:

„Ich weiß, daß die Zerstörung einer so großen Stadt in diesem späten Stadium des Krieges sogar von Leuten für unnötig gehalten worden ist, die zugeben, daß unsere früheren Angriffe wie jede andere Kriegshandlung voll gerechtfertigt waren."

Und im Mai 1950 bekannte er sich in einer Rede vor 5000 Fliegersoldaten der britischen Luftwaffe noch einmal eindeutig zu seiner Vernichtungsstrategie, als er erklärte: „Ich persönlich — und ich bin sicher, Sie alle — würden mit Vergnügen gesehen haben, daß jeder Stein in Deutschland zu Schutt verwandelt worden wäre."

Zwischen den Angriffen

Und während Albrecht Merten mit seiner Frau versuchte, noch einiges aus seinem brennenden Haus zu retten, Feldwebel Hartmann mit seinen Männern einen Ausweg aus den Flammen suchte, Truppen der Dresdner Garnison unter Einsatz ihres Lebens der schwer heimgesuchten Bevölkerung Hilfe brachten, Schütze Sorge mit seinen Kameraden um sein Leben rannte, Maria Treuke im Großen Garten verblutete, Bauer Heuert glücklich war, wenigstens seine Familie und seinen Treckwagen gerettet zu haben, während der Häftling Herbert Vogel mit 1000 Mitgefangenen

dem Erstickungstod in verschlossenen Zellen entgegenbangte, Meister Kramer mit 160 Menschen noch im Luftschutzkeller saß, Zehntausende an Sauerstoffmangel einschliefen, Zehntausende von den Flammen eingeschlossen waren und Unzählige auf Rettung, die nur von draußen kommen konnte, warteten, nahten — kaum zweieinhalb Stunden nach dem ersten Angriff — neue Ströme von Bomberverbänden.

Der 2. Akt einer entsetzlichen Tragödie

Merten hatte irgendwo einen Stahlhelm gefunden und ihn aufgesetzt. Fast zwei Stunden schleppte er mit seiner tapferen Frau aus dem brennenden Haus heraus, was ihnen wichtig erschien. Die Zungen klebten an den Gaumen. Wasser gab es nicht mehr. Sie schlugen die Köpfe von Weinflaschen ab und tranken. Vom Dach prasselten Schiefer herab. Glühende Balken wirbelten durch die Luft. Der Giebel an der Hinterfront des Hauses drohte einzustürzen.

Einen Berg von Hausrat, Betten, Möbeln, Kleidungsstücken, Bildern, Porzellan hatten sie hinter der schützenden Gartenmauer errichtet.

Lauschend hielten sie ein.

Von irgendwo, weit in der Ferne, klang es wie das Heulen einer Sirene. Kein Zweifel. Eine Sirene, deren Zuleitung noch nicht geschmolzen war, heulte ihre Warnung in die Schreckensnacht hinaus.

Frau Merten drückte die geballten Hände gegen die Ohren. Verzweifelt schrie sie auf: „Nein, nein, es kann nicht sein. Das ist doch unmöglich. Das wären doch keine Menschen mehr. Genügt ihnen das noch nicht, was sie uns angetan haben?“

Unser Kind!

Sie kämpften sich durch den Feuersturm. Mertens Mantel brannte. Immer wieder mußte er die glimmenden Brandstellen ausdrücken.

Mehrere Male wurden sie vom Sturm umgefegt. Endlich erreichten sie das Haus.

Der Luftschutzkeller war ausgebaut. Gemauerte Stützen und Betonklötze vor den Kellerfenstern. Menschen, Kopf an Kopf. Sie hatten den Totenruf der Sirene ebenfalls gehört.

Diese Menschen verhielten sich ganz anders als beim ersten Angriff. Vor zweieinhalb Stunden wußten sie noch nicht, was ihnen bevorstand, was sie erleben würden. Aber dann hatten sie das Heulen der auf sie niederfallenden Bomben gehört, das Heranfegen der Bombenteppiche vernommen, das Zusammenstürzen von Häusern erlebt, viele von ihren Angehörigen verloren. Fast jeder Dritte war verletzt oder hatte schmerzende Brandwunden erlitten.

Jede neue Angriffswelle, die über sie hinweggegangen war, hätte das Ende sein können. Einer wie der andere, der sich in den Keller dieses einzigen, noch nicht brennenden Hauses auf der Müller-Berset-Straße geflüchtet hatte, war in Wirklichkeit schon eines vielfachen Todes gestorben. Daß die Bomben ihr Haus selbst nicht getroffen hatten, sondern etwas weiter oder knapp neben dem Luftschutzkeller krepierten, war eine Zufälligkeit gewesen. Daß bei einem Volltreffer nur die eine Hälfte des Luftschutzkellers eingedrückt worden war und man sich selbst in der anderen Hälfte befunden hatte, war auch eine Zufälligkeit, aber man erlebte den Tod, der die Lebenslichter der anderen mit einem Ruck auslöschte. Oder daß eine Luftmine die

Lungen aller Menschen in einem Keller zerriß und man sich hinter einem Mauervorsprung befand und dadurch mit dem Leben davonkam, auch das war ein Zufall. Aber jeder starb mit den anderen den gleichen Tod, jeder starb mit den anderen einen vielfachen Tod. Grausamer war der Tod zu jenen, die die Toten überlebten.

Was ist der Tod unter dem Fallbeil? — Ein Nichts! — Man wird festgeschnallt. Ein Druck auf den Knopf, und das Beil saust herunter, und es ist vorbei. Welch herrlicher, welch leichter Tod. Oder käme ein Scharfrichter auf den Gedanken, das Beil knapp über dem Nacken des Delinquenten zu stoppen — so daß er schon den Luftzug spürt — und dieses Spiel Dutzende Male zu wiederholen?

Aber was sollen diese Überlegungen? Verstehen können es nur jene, die 30 Minuten im Bombenhagel des ersten Angriffes in Dresden lagen.

In diesem Keller saßen auch einige aus der Carlowitzstraße 40. Als die Bomben fielen, sauste ein solches Monstrum von 500 Kilogramm durch sämtliche Stockwerke in den Keller, zerschmetterte einige Menschen und blieb liegen. Blindgänger!

Die Menschen rasten nach oben. Dieser unheimliche schwarzgraue Koloß nahm ihnen den Verstand.

Der Asphalt brannte. Der Feuerstrom warf sie zurück. Die Nachstürzenden drängten sie hinaus. Dann standen Menschen in Flammen.

Vor ihnen der Tod und unter ihnen der Tod. Wer fragte in diesen Augenblicken, ob Zeitzünder oder Blindgänger. Sie spürten nur eins: Das Zischen des Fallbeils! — Ausgeburt der Hölle! —

Gegenüber wurde ein Häuserblock mit vierstöckigen Sandsteinbauten von Bomben zerfetzt. In einem ein-

zigen Keller der Carlowitzstraße, Ecke Tischerstraße, wurden allein 92 Menschen zu Brei zerquetscht.

Und diese mutigen Überlebenden, die, über brennenden Asphalt hinweg, durch Flammen hindurch, mit Brandwunden bedeckt, herausgekommen waren, während die meisten noch in den Kellern steckten, saßen zusammengedrängt in einem Luftschutzkeller auf der Müller-Berset-Straße. Eine letzte Sirene heulte — das bedeutete neuen Angriff, das hieß nochmals Tod oder Leben. Eine Sirene heulte — das war eine erneute Ankündigung des Fallbeils!

Oh! Dante! Unsterblicher Dichter einer „Göttlichen Komödie"; Dichter der „Höllenfahrt". Was hättest du hier lernen können. Vor der Technik des 20. Jahrhunderts, vor den Methoden einer neuen Menschenvernichtung würdest du schamvoll dein Antlitz verhüllen!

Diese Menschen, die alle schon eines vielfachen Todes gestorben waren, hatten nichts Menschenähnliches mehr an sich. Sie schrien vor Todesangst auf. Sie tobten in Auflehnung gegen etwas Unabänderliches. Hysterische Schreie, monotone Gebete, lautes Flehen zu Gott. Verfluchen jenes Unaussprechlichen, das sich Gott nannte. Sie warfen sich zu Boden, schützten die Köpfe mit ihren nackten Händen, krampfhaft, verzweifelt, als könnten sie damit die auf sie stürzenden Tonnenlasten aufhalten oder ihre Köpfe und Leiber vor den erbarmungslosen Eisenstücken der Bomben schützen.

Und über ihnen, hoch oben am nachtdunklen Himmel, drückten die Besatzungen von Bombern auf Hebel, die Bombenschächte öffneten und ihre tödliche Fracht auf Menschen herabschickten.

*

Frau Merten kämpfte sich durch diese Menschen hindurch, trat auf Leiber und schrie nach ihrem Kind. Dann lag sie mit ihrem Körper über ihrem Töchterchen und deckte es mit ihrem Leib, wie es nur eine Mutter vermag.

Pausenlos hämmerten nochmals 35 Minuten lang die Bomben auf eine Stadt, die bereits verblutete und auf einer Länge von sieben Kilometer und vier Kilometer Breite ein einziges Feuermeer war.

Massen von Menschen waren auf die Elbwiesen geflüchtet. Zehntausende in den Großen Garten. Aus dem Feuermeer von 28 Millionen Quadratmeter ragten diese kilometerlangen und breiten Grünflächen wie Oasen heraus. Von oben gesehen waren es Flächen, die vom ersten Angriff verschont geblieben waren. Ihnen galten die schwersten Bomben. Im Tiefflug peitschten die Bordwaffen in Menschenleiber. Jedes einzelne noch nicht brennende oder zerstörte Haus wurde angegriffen.

Ein Volltreffer traf auch das Haus, in das sich die Familie Merten geflüchtet hatte. Sie hörten das Flugzeug zwischen zwei Angriffswellen kreisen. — Das Fallbeil. — Dann setzte die Maschine zum Sturzflug an; ein Aufheulen der Motoren, und dann vernahm man das Sausen der Bomben. Ein entsetzliches Krachen und Splittern verlöschte die Angstschreie der Menschen. Die Stützen im Luftschutzkeller schwankten, doch sie hielten die zusammenstürzende Last der Mauern auf. Dann Stille. Totenstille.

Merten bahnte sich einen Weg zur Kellertreppe. Er war einer der ersten, der sie erreichte. Aus dem Treppenhaus, das noch stand, schlugen die Flammen. Hinter ihm drängten die Menschen nach und prallten zurück. Seine Frau war ihm gefolgt.

„Laufe, wenn dir dein Leben lieb ist“, rief er ihr zu.

„Ich kann nicht.“

„Du mußt! Ich folge mit dem Kinde!“

„Ich kann nicht.“

Er schob sie vorwärts, den Flammen entgegen. Sie wehrte sich mit übermenschlichen Kräften. Mit den Fäusten trommelte sie gegen seine Brust. Vor Todesangst klammerte sie sich an ihm fest.

Die Züge Albrecht Mertens zeigten eiserne Entschlossenheit.

Er griff in die Tasche und zog einen Revolver.

„Elend verbrennen will ich nicht, und du sollst es auch nicht, und auch das Kind nicht! Laufe, oder ich erschieße das Kind vor deinen Augen, dann dich und dann mich!“

Verzweifelt blickte Frau Merten in das Flammenmeer. Flehend klang ihre Stimme. „Habe Erbarmen, Albrecht, ich kann nicht mehr. Es ist der sichere Tod.“

„Laufe, oder ich schieße“, schrie er sie an.

„Albrecht, Lieber, Guter, bei der Seligkeit deiner Mutter. Erbarmen!“ Sie sank vor ihm auf die Knie.

Die Flammen fraßen sich näher. Merten wußte, daß Sekunden über Leben oder Tod entschieden; es waren nur noch Sekunden, die den Lauf durch das brennende Treppenhaus zuließen, das jeden Augenblick über ihnen zusammenstürzen konnte.

Schmerz, Verzweiflung, Entsetzen zeichneten sein Gesicht, als er die Hand mit der Waffe hob.

„Dann — soll mir — Gott verzeihen, wenn ich — an dir zum Mörder werde“, kam es stoßweise aus seinem Munde.

Die Augen der Frau, die von Rauch und Mauerstaub fast blind waren, sahen zu ihm empor. War das ihr

Mann, ihr eigener Mann, den sie liebte und dem sie stets ein treuer Lebensgefährte gewesen war? Sollte das ihr Mann sein, der mit verzerrtem Gesicht vor ihr stand und mit dem Revolver auf ihr Herz zielte?

Jetzt sah sie es deutlich. Er würde es fertigbringen und auf sie schießen. Ja, ganz deutlich sah sie es, erkannte es aus einem Blick in seine Augen, die nicht mehr seine Augen waren.

„Albrecht", nur dieses eine Wort rief die gequälte Frau.

Und ein nasses Tuch um den Kopf werfend, rannte sie mit einem Aufschrei in die Flammen hinein.

Merten hatte einen kleinen Koffer neben sich stehen, der seine letzten Werte enthielt. Er drückte das Kind an seine Brust und bedeckte es mit dem geöffneten Mantel. Über des Kindes Kopf stülpte er den Torso eines verbrannten Hutes, den er vom Boden aufhob. Er griff nach dem Koffer. Der Mantel öffnete sich dabei. Es bedurfte keiner Überlegung; der Koffer mußte zurückbleiben.

Einen Arm vor das Gesicht, mit dem anderen Arm das Kind fest an sich drückend, stürzte Merten seiner Frau nach. Beizender Rauch nahm ihm den Atem. Fast wäre er über einen brennenden Balken gefallen. Diese 10 oder 15 Meter, vielleicht waren es auch nur 5 Meter oder sogar 25, schienen kein Ende nehmen zu wollen. Wankend erreichte er das Freie. Sein Mantel hatte wieder Feuer gefangen. In Fetzen hing er von seinem Körper herab.

Dicht am Eingang lag seine Frau. Sie wahr ohnmächtig.

Er packte sie an einer Hand und zerrte sie auf dem

Boden dahin. Dann waren sie aus dem Vorgarten heraus.

Wenige Minuten später krachten die letzten brennenden Trümmer hinter ihnen zusammen. Alle jene Menschen unter sich begrabend, die sich noch dort befanden.

Mertens waren die einzigen, die noch lebten.

Lange bemühte er sich um seine Frau. Endlich kam sie wieder zu sich. Das Kind weinte still vor sich hin.

Es war höchste Zeit. Der Feuersturm fegte durch die Straßen. Nur auf allen vieren kriechend kamen sie vorwärts. Dann begann für sie ein Weg, den nur wenige Menschen lebend beenden konnten.

Stumm kämpften sie gegen Flammen und Sturm an. Sie gingen in Richtung Striesen. Menschen kamen ihnen entgegen. Alle kamen zurück.

„Es gibt keinen Ausweg für uns. Wir sind von Flammen eingeschlossen. Wir sind verloren!" riefen diese armen Verzweifelten, denen der Tod im Nacken saß.

Unbeirrt ging Merten seinen Weg. Er kannte hier jede Straße, fast jedes Haus. Doch er erkannte sie kaum wieder. Über Zäune kletterten sie hinweg, schritten durch brennende Höfe, überquerten brennende Straßen, liefen durch Häuser und an brennenden Bäumen vorbei. So rannten sie um ihr Leben und — sie schafften es.

Erschöpft ruhten sie einen Augenblick aus. Dann kamen sie nach Blasewitz. Auf der Ermelstraße tauchte aus dem Dunkel eine Gestalt auf.

„Halt! Nicht weitergehen! Blindgänger!"

„Halt!" rief es nochmals hinter ihnen her. „Lebensgefahr".

In Übermannshöhe erhob sich vor ihnen eine Bombe, die sich mit der Spitze in die Erde gebohrt hatte. In wenigen Schritten Entfernung gingen sie an ihr vorbei.

Hin und wieder ertönten dumpfe Detonationen. Zeitzünder krepierten oder Blindgänger explodierten durch die Hitze.

Die Blasewitzer Brücke „Das blaue Wunder" war von Bomben getroffen, aber passierbar. In Loschwitz brannte der Burgberg, ein Lazarett, als einziges Gebäude weit und breit. Verwundete lagen frierend und zitternd auf ihren Bahren am Wegrand und auf den umliegenden Straßen. Tiefe Finsternis deckte Dresden und das Elbtal. Kilometerhohe Rauchwolken verfinsterten die Sonne.

Zwei Tage hüllte tiefe Dunkelheit Dresden ein.

Dann kamen sie oben in Bühlau an. Schwarz von Ruß, versengt das Haar, verbrannt die Kleidung. Nichts hatten sie gerettet als das nackte Leben — und das dünkte ihnen viel.

Eine einfache Frau stand am Wegrand. Sie ging auf die Familie Merten zu. Aufweinend umschlang sie Frau Merten und rief: „Ihr armen Menschen, ihr armen, armen Menschen. Was mögt ihr durchgemacht haben."

Diese einfachen Worte lösten den Krampf in der Brust, die Verzweiflung und die Not dieser Nacht. Tränen liefen über die Wangen, und es kam ihnen erst jetzt zum Bewußtsein, daß sie alles verloren hatten, daß sie arm, völlig arm waren. Ohne Heim, ohne Heimat. Jetzt erst spürten sie ihre Wunden. Brandblasen bedeckten Gesichter und Hände.

„Meine Leute, meine armen Leute im Betrieb. Was mag aus ihnen geworden sein?" rief Albrecht Merten verzweifelt aus. In dieser Stunde, wo er selbst nichts

mehr besaß, mußte er an diese Menschen denken, die fast zwei Jahrzehnte mit ihm zusammengearbeitet hatten und von denen er nicht wußte, ob sie dieser Hölle entronnen waren.

Merten mit Frau und Kind gehörten zu den ersten Menschen, die aus Dresden in Bühlau eintrafen. Soweit das Auge blicken konnte: Feuer, Rauch, Vernichtung.

Unendliche Tausende führten in diesem Augenblick einen letzten verzweifelten Kampf, ehe sie Opfer der Flammen wurden.

Liebling der Dresdner

Die Hauptfeuerwache Dresdens auf der Annenstraße war nur 200 Meter vom Postplatz entfernt. Die Vorderfront war aus Sandsteinquadern gefügt. In den rückwärtigen Höfen standen in riesigen Hallen die modernsten Feuerlöschzüge.

Es gibt in manchen Städten Einrichtungen, die bei der Bevölkerung besonders beliebt sind. Dazu gehörte in Dresden neben den Hechtwagen der Straßenbahn, die zu den schnellsten und modernsten Europas gehörten, auch die Feuerwehr. Im Volksmund „Mädchen für alles" genannt.

Bei Feueralarm rutschten die Männer von den im ersten Stock untergebrachten Mannschaftsräumen an Stangen wie die Teufel ins Erdgeschoß hinunter. Im nächsten Augenblick sausten sie schon mit den bekannten Zwitscher- und Tatü-Tata-Signalen aus der Toreinfahrt. Minuten später trafen sie am Brandherd ein. Wegen dieser unglaublichen Fixigkeit hieß es immer: die Feuerwehr ist früher da, als es brennt.

Branddirektor Ortloff hatte seine Männer aber auch schwer gedrillt.

Ursprünglich trugen die Mannschaften blaue Uniformen, später feldgrau mit rosa Aufschlägen. Den Herrn Branddirektor zierte die Uniform eines Obersten. Soldaten, die keine Dresdner waren, grüßten ihn vorsichtshalber, wenn sie ihm oder den Feuerwehroffizieren begegneten. Sicher war sicher. Es gab so viele verschiedene Uniformen im deutschen Vaterland, und lieber nahm man die Hand einmal zu oft hoch, statt drei Tage in Arrest zu fliegen. Später wurde die Feuerwehr übrigens der Polizei rangmäßig gleichgestellt.

Löschen! Ja in Dresden gab es nicht viel zu löschen. Ein kleiner Zimmerbrand, eine Gasvergiftung, Löschen eines in Brand geratenen Kohlenbunkers, Aufheben eines gestürzten Pferdes, Herunterholen einer Katze, die sich rettungslos verstiegen hatte. Das waren so die Aufgaben für die Dresdner Feuerwehr. Neugierig standen die Einwohner dabei und freuten sich über ihre Feuerwehr.

Als Leipzig im Dezember 1943 den ersten großen Angriff erlebte, war die Dresdner Feuerwehr schneller zur Hilfeleistung eingetroffen als manche Wehr, die nur 30 Kilometer und nicht 100, wie die Dresdner, entfernt lag. Ohne Befehl von „oben" hatte Ortloff seine Löschzüge im 80- bis 90-Kilometer-Tempo über die Landstraßen nach Leipzig gejagt. Er selbst war noch früher dort.

Die Mannschaften waren ausgesuchte Menschen. Verantwortungsbewußt, einsatzbereit. Nur so ist es auch erklärlich, daß der größte Teil von ihnen am 13. Februar 1945 ums Leben kam. Sie setzten sich bis zum letzten Atemzuge ein.

Vorausschauend hatte der Branddirektor die Löschzüge dezentralisiert, die Feuerwachen in Neustadt auf der Luisenstraße und in Striesen verstärkt und einzelne Löschzüge vor besonders gefährdeten, kulturell unersetzlichen Gebäuden stationieren lassen.

Als die Bomben fielen und alles in die Keller flüchtete, sprangen die Feuerwehrmannschaften zu den Wagen. Blitzschnell, wie schon tausendmal geübt, rollten an den Brandstellen die roten Schläuche über die Straßen zu den Hydranten. Ein Klirren von Metall gegen Metall. Dumpf heulten die Motoren auf und setzten die Pumpen in Bewegung. Prall füllten sich die Schläuche. Dann zischten die Wasserstrahlen in die sich ausbreitenden Brände.

So standen die Männer in treuer Pflichterfüllung. Bomben zerrissen Mannschaften und Schläuche. Wasser färbte sich mit rotem Blut, und trotzdem wankten und wichen sie nicht.

Andere Löschzüge fuhren noch während des Angriffs in die brennenden, menschenleeren Straßen hinein. Ob sie dazu befohlen wurden ist nicht bekannt. Eins ist aber sicher, daß sie nur den einen Wunsch hatten, der Bevölkerung zu helfen, die sich noch in den Kellern befand.

Die Bewohner mußten einzelne Häuser, deren Erdgeschoß schon brannte, verlassen. Unerträgliche Hitze trieb sie heraus.

Der Gluthauch kräuselte ihr Haar. Sie rannten die Bürgersteige entlang. Hier flammte ein Kleid auf, dort ein Mantel. Wilde Gebärden. Menschen wälzten sich auf dem Boden. Die Flammen sprangen wie Elmsfeuer um sie her. Die Menschen hüpften, warfen sich nieder, sprangen wieder auf.

Der ekelhafte Geruch verbrannten Fleisches breitete sich aus.

Ein letztes Aufbäumen — ein letztes Zusammenstürzen — dann hatten die Flammen freies Spiel.

Von allen Seiten fraßen sie sich in die Kleidung hinein, lösten ein Stück nach dem anderen von den Körpern, bis die Menschen in völliger Nacktheit dalagen. Langsam röstete die Glut die entblößten Toten vom Hellbraun bis zum tiefsten Schwarz.

Zwei Löschzüge rasten hintereinander in die Wilsdruffer Straße. Die Mannschaften sahen vor sich nur einen glühenden Feuerofen. Rechts und links schlugen die Flammen aus den Geschäfts- und Warenhäusern; Knoop, Alsberg, Fuchs, Kaiser, Ehape, Roland-Schuh. Die ganze Straße sah aus wie ein brennender Fluß. Rot glühten die Straßenbahnschienen, und wirr hingen Telefondrähte und Oberleitungen der Straßenbahn herab.

Weit kamen die beiden Löschzüge nicht auf diesem brennenden Asphaltfluß. Die Gummireifen platzten. Die Rauchmasken schützten die Mannschaften nicht vor dem Erstickungstod. Langsam krochen die Wagen unter dem Dröhnen der Motoren auf abgebrannten Pneus dahin, und ein Feuerwehrmann nach dem anderen starb noch während der Fahrt.

Einige sprangen von den Fahrzeugen. Schon beim Berühren des brennenden Asphalts standen sie in hellen Flammen und verkohlten in den Gluten.

Nur ein einziger lief durch dieses Flammenmeer. Ein einziger, der vom Ende seiner Kameraden erzählen konnte. War er ein Übermensch? Konnten ihm die Flammen nichts anhaben? Er schritt durch die brennenden Straßen — unberührt von der Glut — wie einst

die Männer im Feuerofen. Oder konnte er, wie die Bibel zu erzählen weiß, wie Christus auf dem Meer wandeln, ohne von den Fluten verschlungen zu werden? War er Herr der Elemente?

Schwerfällig war sein Schritt. Grotesk seine Gestalt, die ein Asbestanzug schützte. Und während er einsam durch die Flammen wankte, blieben die Löschzüge irgendwo stehen. Sie trugen nur noch Tote. Die Flammen fraßen ihre Kleidung von den Körpern, brannten die Lederkoppel in die röstenden nackten Leiber ein und die Helme in die Schädel. Die Köpfe der Männer waren auf die Brust heruntergesunken. Ihre Beine schmorten in den Lederstiefeln.

Und immer noch liefen die Motoren.

Ein grausig-gespenstiger Anblick in der Karnevalsnacht vom 13. zum 14. Februar 1945.

Und als der Mann im Asbestanzug den Schutzhelm vom Kopfe streifte, leuchtete sein Haar weiß, schneeweiß! Keuchend ging sein Atem.

Er flehte, auf der Wache angekommen, seine Kameraden um Hilfe für die Verbrennenden auf den Löschzügen an, ehe er zusammenbrach.

Hilfe? — Toten konnte nicht geholfen werden. Der Tod rückte ihnen allen selbst immer näher. Auch die Hauptfeuerwache brannte.

Neben diesem Quaderbau schossen die Flammen aus dem Verwaltungsgebäude der Drewag. Jenseits der Straße — Am See — brannte der riesige Komplex der Hauptpost, gegenüber die Reichspostreklame, das Fernsprechamt, die Annenapotheke. Links von der Hauptfeuerwache das Finanzamt.

Jetz galt es nur noch, die Fahrzeuge zu retten, die man erhalten mußte, um weiter zu versuchen, dem

Feuer Einhalt zu bieten. So fuhren die Löschzüge davon, ohne Befehl, ohne festes Ziel. Ein Löschzug nach dem anderen preschte aus der Einfahrt heraus. Die meisten erreichten die rettende Peripherie der Stadt nicht mehr. Sie endeten in dem Flammenmeer.

Bombentrichter und Trümmer, die die Straßen versperrten, gaben den Weg nicht mehr frei.

Mutschmanns Privatbunker

Die angreifenden Flugzeuge schienen auch über einige exponierte Punkte Dresdens recht gut unterrichtet zu sein.

Der Gauleiter bewohnte eine Villa auf der Comeniusstraße. Bereits im Spätsommer 1944 war es den Dresdnern aufgefallen, daß in dem Garten dieser Villa eifrig gebuddelt und ausgeschachtet wurde. Viele Dutzende von Arbeitern werkten dort.

Und eines Tages wußten es alle!

Der Herr Gauleiter ließ sich einen Privatbunker bauen. Das ging den gemütlichen Sachsen nun doch gegen den Strich. Wenn die Hechtwagen der Linie 15 auf der Parallelstraße, der Stübelallee, hielten, fiel manches passende Wort.

Und diesem einzigen Bunker und der Villa des Gauleiters galten Sonderangriffe der Flieger. Sie pflügten mit ihren Bomben aller Kaliber fast jeden Quadratmeter Erde mehrmals um. Die Mauern der Villa rissen durch den Luftdruck. Ringsumher sah es wie auf einer Mondlandschaft aus. Doch kein Volltreffer traf das Haus selbst. Der Bunker dagegen bekam einiges ab, aber er hielt.

„König Muh“ war selbst nicht anwesend. Er hatte es vorgezogen, sein kostbares Leben rechtzeitig durch Flucht nach seinem Jagdschloß Grillenburg im „Grillenburger Staatsforst“ in Sicherheit zu bringen. Angeblich soll er zwischen den Angriffen gesehen worden sein.

General Schörner, der später über den 8. Mai 1945, also über den Kapitulationstag hinaus, einen Privatkrieg im Sudetenland weiterführte, mußte den Gauleiter nach dem 13. Februar tagelang suchen lassen.

Am 13. Februar überließ Mutschmann der Bevölkerung seiner Hauptstadt und den Flüchtlingen das Sterben. Zurück ließ er aber auch eine Anzahl prominenter Leute, die auf der Comeniusstraße in seinem Bunker Schutz suchten.

Zu den Bevorzugten gehörten übrigens auch der stellvertretende Kreisleiter Schuster, Gauobmann Peitsch und Kreisobmann Oppel. Der Kreisobmann gehörte zu den als anständig zu nennenden Männern des Tausendjährigen Reiches. Ein ehemaliger Schlosser mit gesundem Menschenverstand. Ein aufrechter Charakter mit viel Herz. Deswegen eckte er auch überall an. Was er als Unrecht empfand, bekämpfte er ohne Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit. Und das war recht oft der Fall. Er war einer derjenigen, die dem Gauleiter schwer zu schaffen machten.

Nicht weit von des Gauleiters Villa wohnte auch eine Stiefschwester Hitlers, Frau Hammitzsch, oder, wie sie sich nennen ließ, Frau Professor Hammitzsch. Nur wenige Häuser trennten sie von der Villa Mutschmanns, jenseits der Straße. Diese Halbschwester Hitlers trug ihr Haar betont nach Hitlerart. Eine Strähne hatte sie über die Stirn hereingekämmt. Dick und schwerfällig bewegte sie sich auf dem Parkett ihrer luxuriös

eingerichteten Villa. Mit Minna, des Gauleiters Frau, war sie eng befreundet. Von Berlin bekam sie regelmäßig „Gebrauchsanweisungen" von ihrem Bruder. Sie durfte Dresden nach ihrem Umzug von der Lößnitz- nach der Comeniusstraße ohne seine Zustimmung nicht verlassen.

Sie wie auch ihre Schwester und ihr Bruder Alois, der ursprünglich Kneipier und später Lokalbesitzer war, hatten keine engeren Verbindungen zu ihrem Halbbruder Adolf; nur die Menschen legten um sie einen Glorienschein. Sie ließ sich gern als Schwester des „Führers" huldigen.

Mutschmann, der von dem bevorstehenden Angriff gewußt haben mußte, verständigte die Frau Professor nicht. Sie mußte den Angriff über sich ergehen lassen und überlebte ihn auch.

Kriegsblinde retten Amputierte

In Flachbauten, inmitten eines Parkes, lag ein Lazarett. Man hatte es bewußt abseits angelegt. Das Volk sollte die Opfer des Krieges nicht sehen.

Wie man eisern in den Wochenschauen oder Zeitungen verhinderte, daß ein einziger toter deutscher Soldat gezeigt wurde, so eisern und zielbewußt sonderte man jene Kriegsopfer ab, die den Volksgenossen die Auswirkungen des Kampfes plastisch vor Augen führen konnten.

In diesen Baracken lag eine seltsame Mischung von schwer Zusammengeschossenen: Blinde und an beiden Beinen Amputierte. Hohe eiserne Gitter des Parkes trennten sie von der Außenwelt.

In Dresden gab es viele Lazarette. Die Krankenhäuser Friedrichstadt, Johannstadt, das frühere Rudolf-Heß-Krankenhaus, Josephstift, Carola-Krankenhaus, Burgberg und wie sie alle hießen. Die Schlösser an der Bautzener Straße und viele Villen waren in Lazarette umgewandelt worden. Dazu kamen noch die ehemaligen Cafés im Großen Garten. In riesigen Dimensionen leuchteten von den Dächern die roten Kreuze in weißem Felde.

Die Genfer Konvention hatte diese Kennzeichnung so vorgeschrieben. Alle Nationen der Welt verpflichteten sich, diese Zeichen zu respektieren. Das Leben der nicht mehr Kampffähigen sollte geschützt werden.

An diesen vielen Lazaretten lag es wohl, daß der Volksmund behauptete, Dresden würde nicht angegriffen. Dresden sei zur Stadt der Verwundeten erklärt worden.

Die Bomben und Phosphorkanister fragten nicht, ob Fabriken, Wohnstätten oder Krankenhäuser. Sie explodierten dort, wo sie niederfielen. Kaum ein Krankenhaus oder Lazarett blieb verschont.

Als der Vollalarm einsetzte, richteten sich die armen, vom Kriege Gezeichneten in ihren Betten auf. Unruhig tasteten die Hände der Blinden über die Bettdecken. Wie ängstliche, flatternde Vögel sahen die Bewegungen der feinnervig gewordenen Finger aus. Die Beinamputierten dagegen stützten sich auf ihre stark gewordenen Arme. Auf den geballten Fäusten balancierten sie zu den Fußenden ihrer Betten.

Nervös eilte das Pflegepersonal umher. Bevor jedoch jeder recht begriffen hatte, welche Gefahr drohte, zischten schon die Stabbrandbomben in die Baracken. Einige Phosphorkanister zerplatzten auf den Dächern.

Glühender Phosphor schoß an den Fenstern vorbei. Es sah aus, als wenn ein Platzregen leuchtende Wassermassen herabschütten würde. Aber diese Ströme bestanden aus Feuer. In eine der Baracken sauste eine der neuartigen Benzinbrandbomben hinein. Beim Aufschlag schoß eine Benzinflamme von vier Meter Länge heraus und setzte die Betten in Brand.

Wilde Schmerzensschreie gellten auf. Einige verbrannten, ohne noch einen Laut von sich geben zu können. Eine unbeschreibliche Panik brach aus.

Blinde liefen mit nackten Füßen in Phosphor hinein. Beinamputierte hüpften auf ihren Fäusten den Ausgängen zu. Hilferufe von allen Seiten!

Aber der Höhepunkt war noch nicht erreicht.

Weiter prasselten die Bomben erbarmungslos auf die Ärmsten der Armen hernieder, denen der Dank des Vaterlandes versprochen worden war. Und dieses Vaterland konnte sie nicht einmal in ihrem Elend vor weiteren Verwundungen, Verbrennungen und vor dem Tode schützen.

Und Gott schwieg.

Gab es noch einen Gott?

Er ließ es zu, daß die Kreaturen, die er nach seinem Ebenbild erschuf, jämmerlich gequält wurden, jämmerlicher umkamen als jemals Menschen zuvor. Und mit diesen Blinden und Beinlosen die Einwohner einer Großstadt und 500 000 Flüchtlinge, die dem entsetzlichen Rasen einer entfesselten Kriegsfurie wehrlos ausgeliefert waren.

Wo war Gott in diesen Stunden? Weshalb erhob er nicht seine Faust? Weshalb gebot er diesem Wahnsinn nicht Einhalt?

Hier hört das Denken auf. Hier verlor man den Glauben an ein Unsichtbares, das man Gott nannte. In diesen grausigen Stunden lernten die wenigsten beten. Sie flehten wohl zuerst zu Gott, sie baten auf Knien um Befreiung aus Glut und Not. Erstickend flüsterten ihre Lippen letzte Worte, aber Gebete waren es nicht.

Ein grotesker Anblick. Die hüpfenden, tastenden Kriegsopfer in ihren gestreiften Anzügen. Die Blinden sprangen hoch, wenn sie in glühende Asche traten. Mit eckigen, ruckartigen Bewegungen hasteten die Beinamputierten auf ihren blutenden, verbrannten Fäusten dahin.

Auch hier dieser ekelhafte, scharfe Geruch verbrannten Fleisches. Beizender Qualm, der die Lungen verpestete.

Der Phosphorregen, dieser Teufelssaft, floß in nicht endenwollenden Strömen von oben herab. Tonnen hingen am nachtdunklen Himmel. Oder waren es Fallschirme, an denen der Tod zur Erde langsam herabsank? Aus windmühlenartigen Flügeln spritzte brennender Phosphor. Wo er auftraf, erstarben Menschen, Tier und Pflanze. Ein tolles Feuerwerk der Vernichtung.

Aus den Gluten der Baracken flohen die Kriegsversehrten. Blinde trugen Beimamputierte, die ihnen den Weg wiesen. Ein Zug dieser Elendsgestalten, grausiger, als eine erhitzte Phantasie ihn sich vorstellen konnte, flüchtete zu den Gittern.

Dann standen sie vor den hohen verschlossenen Eisengittern, vor den Eisentoren. Niemand besaß einen Schlüssel! Aber sie mußten herauskommen. Die Bäume, das Gras brannten, dazu die Hitze der brennenden Baracken.

Menschenpyramiden wurden errichtet. Die Blinden standen übereinander und hoben die Beimamputierten hinauf, ließen sie jenseits der Eisengitter zu Boden fallen. Niemand hemmte ihren Fall. Keine hilfreiche Hand streckte sich ihnen entgegen.

Dumpf schlugen die Körper auf. Manche blieben liegen, manche hasteten, auf ihre Fäuste sich stemmend, davon. Äste, Spaten, was nur irgendwie ihren Lauf unterstützen konnte, klemmten sie sich in die Achselhöhlen. Schreiend humpelten sie auf blutenden Beinstümpfen davon.

Später fand man sie. Lebende und Tote. Zwischen verkohlten Bäumen und Büschen und schwarzem Gras. Die blau-weiß gestreiften Kittel zerfetzt, blutgetränkt, verbrannt.

Die Truppen, die auch zu ihrer Rettung eingesetzt worden waren, kämpften zur gleichen Stunde den letzten verzweifelten Kampf ihres Lebens.

Angst vor den Häftlingen

Der Häftling Herbert Vogel wälzte sich ächzend am Boden. Er rang nach Luft und drohte zu ersticken. Nicht anders erging es seinen 1000 Mitgefangenen im Polizeigefängnis auf der Schießgasse. Die Zellen waren mit dichten Rauchwolken gefüllt. Die Flammen schlugen aus dem Keller des einen Seitenflügels an dem Gebäude empor.

Dem Ausbruch der Verzweiflung war Stille gefolgt. Den Tod erwartend, lagen die Häftlinge auf den Zementböden ihrer Zellen.

Draußen, jenseits der vergitterten Fenster, raste der zweite Angriff.

Es war bedrückend still in dem gewaltigen Bau des Gefängnisses. Nur das unheimliche Prasseln der Flammen war zwischen den Einschlägen zu hören.

Die Wachtmeister!? Ja, wo waren sie? Einige steckten in den Kellern. Andere saßen zusammengeduckt im Albertinum. Wenn sich eine Todeswelle näherte, zogen sie die Köpfe noch mehr zwischen den Schultern ein. Sie fürchteten sich! Vor den Bomben! Aber auch vor den Häftlingen! Sie empfanden deutlich, daß sie sich schamlos verhielten. Doch größer als die Scham war ihre Entschlußlosigkeit. Auch sie waren zu Befehlsempfängern herabgesunken — ohne eigene Initiative, ohne eigenes Gewissen.

Es kam keine Verstärkung für die Wachmannschaften. Ringsum ein Flammenmeer. Der das Gefängnis leitende Offizier Zimmermann war auf dem Weg von seiner Wohnung umgekommen und lag irgendwo unter den Trümmern. Ein teuflischer Zufall. Jede Verbindung nach außen war unterbrochen.

*

Dann kam der zweite Angriff. Vogel hörte das Hämmern der Bomben nicht mehr. Aber noch lebten die anderen. Sie begannen erneut zu schreien. Wimmernd flehten sie um Erbarmen. Sie lagen auf den Knien. Sie schlugen sich die Köpfe an Eisentüren und meterdicken Wänden blutig. Im Toben des zweiten Angriffs durchdrangen ihre geschwächten Stimmen kaum die Zellentüren. Aber diese Hilferufe konnten die Besatzungen der Bomber nicht erreichen, von deren Nationen sich die Gefangenen Befreiung aus der Haft versprochen hatten.

Lauschend hielten die Häftlinge den Atem an. Sie hörten das Geräusch von Schlüsseln, das Knallen hastig zurückgeschobener Eisenriegel.

Dann geschah das Unfaßliche.

Die Türen öffneten sich. Die wenigsten konnten die Zellen taumelnden Schrittes verlassen. Die meisten waren zu schwach, sie vermochten nur noch auf allen vieren hinauszukriechen.

Selbst in diesen Minuten höchster Lebensgefahr dachten die Gefangenen an ihre Schicksalsgenossen. Keinen ließen sie zurück. Mit letzter Kraft zerrten sie ihre Kumpels hinter sich her.

Die Gefängnishallen waren in ein rauchiges Halbdunkel gehüllt. Man sah den Schatten eines älteren Wachtmeisters. Er ging von Zelle zu Zelle und öffnete die Türen. Wer war es? Jeder stellte sich die Frage. Von unten herauf erklangen Stimmen: Die Häftlinge brechen aus! —

Unbeirrt ging jener Schatten von Zellentür zu Zellentür. Wo er seinen Zauberstab anlegte, wälzten sich die Insassen heraus. Bald füllten sich die Gänge. Auf den Treppen klapperten ihre hastigen Schritte. Und immer wieder rasselten die Schlüssel, knallten die Türschlösser. Nur die in der Nähe Befindlichen konnten diese für sie himmlische Musik hören.

Der Wachtmeister, der eigenmächtig die Zellen der Schießgasse öffnete, war Hermann May.

Der Häftling Sindermann half dem Wachtmeister May beim Öffnen der Türen. Sein Einsatz unter höchster Lebensgefahr wurde ihm allerdings schlecht gelohnt.

Die Leipziger Feuerwehr befreite die Gefangenen am nächsten Morgen aus den Kellerräumen der Schießgasse. Dorthin hatten sie sich geflüchtet.

Die Gestapo übernahm 800 Gefangene und transportierte sie im Fußmarsch nach Radeberg. Sindermann wurde dem Transportführer in besondere Obhut übergeben. Man bat ihn, Sindermann zu schützen, um damit eine Dankesschuld abzutragen. Sindermann wurde noch am gleichen Vormittag auf höheren Befehl erschossen.

*

Furchtbar war das Schicksal von 450 Gefangenen, die in der Nähe des Polizeipräsidiums in Baracken untergebracht waren. Die Gebäude standen auf dem ehemaligen Gelände der Synagoge.

Ein dichter Bombenteppich zerfetzte die Baracken und ihre Insassen. Nicht einer kam mit dem Leben davon.

*

In anderen Gebäudeteilen des Gefängnisses war es Häftlingen und Hausarbeitern gelungen, die Zellentüren gewaltsam zu öffnen. Fast 100 Frauen, die sich im obersten Stockwerk befanden, wurden dadurch gerettet.

*

Ein ähnliches Schicksal erlitten die Häftlinge des Landgerichts auf der Pillnitzer Straße. Das berüchtigte Gefängnis an der Stadtgrenze am Münchener Platz erhielt dagegen nur wenige Treffer. In dem allgemeinen Wirrwarr gelang vielen die Flucht. Selbst Häftlingen, die schon in der gleichen Nacht enthauptet werden sollten, glückte der Weg in die Freiheit.

Nicht immer war es ein Weg ins Leben.

In welcher Weise die Verluste an Menschen zusammenkamen und in welchem Grade die Vernichtung

vor sich ging, soll nur an einem Beispiel dargelegt werden.

Das 2. Polizeirevier umfaßte nach Angaben des Vorstehers 23 000 Menschen, die 1200 Häuser bewohnten. Von diesen 1200 Häusern waren nur zwei in schwer angeschlagenem Zustand übriggeblieben.

Von diesen 23 000 Einwohnern ließen sich weniger als 1000 nach den Angriffen registrieren. Von den annähernd 1500 Bewohnern der Serrestraße konnten nur noch 12 festgestellt werden.

Eine realistische, nüchterne, aber um so grausigere Bilanz.

*

Sabotage — Sabotage!

Unwillkürlich taucht die Frage auf: Wo war in jener Nacht die deutsche Luftwaffe? —

Daß von Dresden die Flakbatterien abgezogen worden waren, wurde bereits berichtet.

Es war ein offenes Geheimnis. Deutschlands Luftwaffe war schon vor dem Februar 1945 zur Untätigkeit verdammt. Es stand schlecht um die Fliegerei. Darüber herrschte kein Zweifel. Aber trotz Mangel an Benzin, Maschinen und Munition gab es noch viele tausend einsatzfähige Flugzeuge. Treibstoff war in Restdeutschland sehr rar.

Zumindest waren diese Thesen der Luftwaffe als Begründung für Startverbote bekanntgegeben worden.

Deutschland hatte aber noch genügend Offiziere und Mannschaften der Luftwaffe, die sich bedenkenlos und mutig einer Übermacht entgegengeworfen hätten. Eine gewisse Resignation war nicht abzuleugnen. Keineswegs konnte aber der Mannesmut des deutschen Sol-

daten bezweifelt werden, trotzdem der Krieg längst verloren und daran nichts mehr zu ändern war.

Die Zersetzung innerhalb der Wehrmacht hatte aber schon Formen angenommen, die bis in die höchsten Kommandostellen reichten. Der 20. Juli 1944 hatte den letzten Fanatikern den Glauben an eine unerschütterliche Macht des Dritten Reiches genommen. Wenn auch die Gruppen um Witzleben und Goerdeler, und wie die bedauernswerten Opfer des 20. Juli alle heißen, eines schmählichen Todes sterben mußten, so konnte doch durch ihre Strangulierung die Zersetzungserscheinung innerhalb der Wehrmacht nicht mehr aufgehalten werden.

Sabotage war für die Machthaber des Dritten Reiches, bevor sie in Wirklichkeit vorhanden war, schon zur fixen Idee geworden. Wirksame Sabotage wurde aber erst in der Endphase des Krieges getrieben, wo sich nur irgendwie eine Gelegenheit dazu bot. Sabotage kann ein Mittel sein, das der Zweck heiligt. Sabotage kann einen Krieg verkürzen helfen und somit die Schrecken einer Menschenvernichtung gegen den Willen der Machthaber vorzeitig beenden.

Sabotage ist aber auch ein zweischneidiges Schwert. Es schlägt auch nach einer Richtung, die Grauenvolles verwirklichen hilft. So auch im Falle Dresden.

Der Bereitschaftsdienst der Nachtjäger begann um 20 Uhr und endete um 5 Uhr morgens. — Bereitschaftsdienst! — Dabei blieb es aber auch.

Auf den Flugplätzen standen Maschinen in rauhen Mengen. Nicht nur Jäger, sondern auch Düsenjäger; sie waren jedem Feindflugzeug überlegen.

Startverbot war für sie die Devise des Tages. Treibstoffmangel. Angeblich! Bei den Düsenjägern gab man

nicht einmal einen Grund an. Der Befehl lautete: Startverbot! — und damit hatte sich jeder abzufinden.

Auf den Fliegerhorsten heulten am 13. Februar 1945 gegen 21 Uhr die Sirenen. Die Jäger rollten zu den Startbahnen. — Startverbot! — Die Staffeloffiziere erhoben empört Einspruch. Sie waren gegen den von oben gekommenen Befehl aber machtlos.

Hunderte modernster Jagdflugzeuge standen bereit. Hoch oben zogen die Bomberströme. Innerhalb weniger Minuten hätten die Düsenjäger mitten unter ihnen sein können. Verwirrung wäre unter den Bombern entstanden. Man hätte sie abdrängen können. Der Paradeflug über Dresden hätte anders ausgesehen.

Weitere Kommandostellen entblößten die Flugplätze. Sie beorderten die Nachtjäger nach Schleswig-Holstein, nach Hamburg, nach der Kieler Bucht. Von dort waren Feindeinflüge gemeldet worden. Dabei näherten sich Ströme von Bombern Mitteldeutschland; sie kamen aus dem Westen und Süden.

Eine der schönsten Städte der Welt wurde vernichtet, während Nachtjäger an einzelne Störflugzeuge hoch oben im Norden herangeführt wurden.

Erfolglos kamen sie zu ihren Einsatzflugplätzen zurück. Sie hörten von einem Großangriff auf Dresden. Sie knirschten mit den Zähnen und ballten die Fäuste.

Neue Einflüge wurden gemeldet. Nochmals starteten die deutschen Jäger in jener Nacht. Sie holten aus ihren Maschinen heraus, was die Motoren nur hergaben. Sie wollten jetzt heran an den Feind. Koste es, was es wolle. Und wieder war es ein Flug ins Nichts, ein Stoß ins Leere.

Und während die Jäger im Norden kurvten und vergeblich den Feind suchten, luden neue Bomberver-

bände ihre Lasten über Dresden ab. Der zweite Angriff rollte über eine todwunde Stadt.

Widersprechende Meldungen durch Funk ließen die Nachtjäger hellhörig werden. Ohne Befehl kehrten sie zurück und jagten hinter den Bombern her. Vergeblich! Um 20 Minuten kamen sie zu spät. Sie erreichen den Gegner nicht mehr.

In den Morgenstunden des 14. Februar wurden die Jagdflugzeuge nach Erfurt verlegt. Abermals heulten in den Vormittagsstunden die Sirenen. Neue Bombergeschwader flogen den dritten Angriff innerhalb zwölf Stunden auf Dresden. — Startverbot! — Und in 3000 m Höhe zogen die ersten Bomberwellen ungestört über Erfurt in Richtung Dresden.

Die Erfurter Bevölkerung war so erbittert, daß sie anonyme Briefe an den Flugplatzkommandanten schrieb, als sie vom Schicksal Dresdens erfuhr.

Aber auch diese Briefe konnten den Toten Dresdens das Leben nicht wiedergeben.

Der Hauptbahnhof im Bombenhagel

Bahnhöfe gehörten von jeher zu den gesuchtesten Angriffszielen bei Luftbombardierungen. Verkehrsknotenpunkte überhaupt.

Die Gründe sind einleuchtend. Jede Bombe zerstörte Gleisanlagen und brachte das Verkehrswesen durcheinander. Schwere Beschädigungen unterbrachen den Verkehr oftmals auf Tage. Dazu kamen die Ansammlungen von Menschen. Auch sie waren lohnende Ziele. Und der letzte Krieg kannte keinen Unterschied zwischen Zivilisten und Soldaten. Wahllos griffen Tiefflieger Militär- oder andere Züge an. Bei Militärzügen

waren die Piloten vorsichtiger. Das Risiko war größer. Vierlingsflak bellte ihnen entgegen, und heil wollten sie auch wieder nach Hause kommen.

Dresdens Bahnhofssystem war denkbar einfach. Es gab nur eine Hauptlinie, die vom Hauptbahnhof über den Wettiner Bahnhof nach dem Neustädter Bahnhof führte. Alle Züge, ob von Wien, Prag, Berlin, Leipzig oder Görlitz, mußten diese einzige Hauptlinie entlangfahren. Nur die Strecke über Freiberg nach Chemnitz lag außerhalb der Hauptführungslinie.

Die Strecken waren alle überlastet. Der Russe drückte vom Südosten. Aus der Tschechoslowakei kam ein Zug nach dem anderen an. Ebenso von Görlitz und Berlin. Verspätungen von Stunden waren selbstverständlich. Die Züge stauten sich vor den Bahnhöfen; sie hatten keine Einfahrt. Truppentransporte und Munitionszüge hatten Vorfahrtsrecht. Die Front wartete auf Entsatz und Munition; und jede Stunde war kostbar geworden.

Zivilisten aus dem Westen flüchteten nach Sachsen und dem Sudetenland. Die Westfront rückte immer näher.

Ebenso aber auch die Ostfront. Schlesier und Ostpreußen strömten nach Sachsen und Thüringen. Es war ein tolles Durcheinander. Jeder wußte, der Krieg ging zu Ende. Jeder überlegte Tag und Nacht: Wie entgehe ich den Kampfhandlungen und dem Tode.

Die Furcht, in eine Schlacht hineingezogen zu werden, in einen Kampf von Haus zu Haus, jagte die Menschen von Ort zu Ort und veranlaßte sie, ihre Wohnstätten zu verlassen. Zuviel hatten sie schon davon gehört. Auch vom Einsatz von Flammenwerfern. Zischend, fauchend fanden die brennenden Ölstrahlen ihre Opfer. Die Granaten von Panzern zerfetzten die

Häuser. Der Krieg fragte nicht danach, wer die Opfer waren. Und wer es erlebt hatte, daß Jagdbomber über den Straßen entlangfegten und jedes Lebewesen unter Beschuß nahmen, der ergriff die Flucht. Die Angst hatte alle gepackt. Fort, irgendwohin. Nur nicht in den Hexenkessel der Kampfhandlungen hineinkommen!

Nach stundenlangem Trommelfeuer auf eine Stadt erfolgte der Angriff. Der Verteidiger wurde herausgedrängt. Dann einen Gegenangriff. Der derzeitige Besitzer der Stadt mußte wieder weichen. Und zwischen beiden Fronten der Zivilist. Das arme, gequälte Subjekt des Zweiten Weltkrieges. Der Unbewaffnete, Spielball zwischen den kämpfenden Truppen.

Ja! Und davor hatten sie Angst, diese Menschen. Und dann kamen sie in etwas hinein, was ihre Angst verzehnfachte. Was plötzlich die Kampfhandlung als weniger beängstigend erscheinen ließ.

Das Pfeifen der Kugeln, die Garben der Maschinengewehre, das Platzen von Granaten war eine kleinere Gefahr gegenüber den Bomben von 100, 250 oder 1000 Kilogramm Gewicht. Oder gegenüber den Luftminen, die Lungen zerrissen und alles abrasierten, was sich in der Nähe befand.

Wie viele mögen sich in den Eisenbahnzügen vor und in Dresden an jenem Abend des 13. Februar nach Köln oder irgendeiner Stadt, aus der sie stammten, zurückgesehnt haben. In die bombensicheren Bunker, die ihr Leben bisher bewahrt hatten.

Jetzt gab es kein Ausweichen mehr. Die Sirenen kündeten Gefahr. Christbäume am Himmel redeten eine unmißverständliche Sprache: „Angriff!!“

Und wo die Christbäume standen, da erfolgte der Bombenabwurf. Das wußten sie alle. So sicher wie das

Amen in der Kirche. Und über wem die Christbäume schwebten, der konnte sein letztes Sprüchlein aufsagen.

Über Dresdens Bahnhöfen standen die Christbäume. Der Hauptbahnhof war zwischen Ost und West sogar mit zwei Stück abgesteckt worden. Ein dritter Lichterbaum schwebte über dem wenige Kilometer entfernten Wettiner Bahnhof. Die Schienen blitzten, und der weiße Dampf der Lokomotiven zeichnete sich deutlich ab. Die Eisenbahnwaggons, im grellen Schein der Lichtspender, wirkten wie schwarze Bänder. In allen Einzelheiten erkennbar waren die Hallen der Bahnhöfe und der aus Sandsteinquadern gefügte Bau des Hauptbahnhofs. Die schlagartig ausgelöschten Signalmasten gaben nicht einmal Schatten in der Helligkeit der tödlichen Sonnen.

Munitionszug! Ein kaltes Grauen kroch den Menschen über den Rücken, als es bekannt wurde, daß er zwischen ihnen stand.

In den Stellwerken arbeiteten fieberhaft die Beamten. Der Zug mußte heraus, die Strecke frei gemacht werden. Gellend pfiff eine Lokomotive. Der Zug war gerade eingefahren. Die Lautsprecher dröhnten: „Vorsicht am Zuge! Vorsicht am Zuge! Der Zug fährt ab!“

Irre Rufe von Menschen. Gepäck wurde herausgeworfen. Frauen sprangen auf den anfahrenden Zug. Ihre Kinder waren noch in den Abteilen. Menschen liefen durcheinander. Ein heilloses Chaos. Und noch keine Bombe war gefallen.

Gellende Schreie: „Halt! Halt!“ Irgend jemand war vom Bahnsteig heruntergedrückt worden. Räder zermalmten einen Körper. Mann, Frau oder Kind? Wer fragte danach — in diesen Minuten des Schreckens. Nur wer direkt danebengestanden hatte, schrie: Halt! Halt!

Die Räder der Lokomotive rutschten. Schneller und immer schneller rollte der Zug aus der Halle des Hauptbahnhofes. Er hatte Glück. Er schaffte es. Richtung Sudetenland. Vielleicht hatte er dieses Ziel gar nicht.

Ein zweiter Zug donnerte in die Halle hinein, und ohne anzuhalten fuhr er auf einer der oberen Durchgangsstrecken weiter. Endlich war die Strecke frei.

Funken stoben aus den Schornsteinen der beiden Lokomotiven, die dem Munitionszug vorgespannt waren. Gespenstig, wie Teufel in Flammen, standen die Heizer vor den Feuerschlünden. Schaufel auf Schaufel warfen sie hinein in diese gierig fressenden Mäuler. Die Lokomotivführer blickten angestrengt nach vorn; ihre Hände umkrampften die Zugseile der Dampfpfeifen. Schaurig klangen die Dissonanzen und verzehnfachten sich im Echo der hohen glasüberdachten Hallen.

Soldaten hingen an den schwerbeladenen Waggons, die mit ihren Lasten die Schienen durchbogen.

Zwischen den geschlossenen Wagen fuhren offene Waggons mit Vierlingsflak. Während des rasenden Fahrttempos drehten die Geschützmannschaften die Rohre nach oben. Unter Stahlhelmen geschützt, blickten sie aufwärts, den Moment erwartend, wo sie ihre eisernen Grüße den anfliegenden Bombern entgegenschicken konnten, deren Dröhnen sie im Donnern der Fahrt nicht hörten. Sie kamen glücklich durch. Ein Meisterstück der diensttuenden Eisenbahnbeamten.

Als der erste Angriff begann, gelang es, noch viele Züge aus dem Hauptbahnhof herauszubringen. Glücklicherweise wurde während dieses Angriffes der Bahnhof weniger schwer getroffen.

Nach dem ersten Angriff wurden diese Züge wieder zurückgeleitet. Auf allen Bahnsteigen, soweit die Gleise nicht aufgerissen waren, standen Eisenbahnzüge mit Flüchtlingen. Aber auch außerhalb der Hallen und in weiterer Entfernung auf freier Strecke.

Kein Mensch erwartete einen zweiten Angriff. Niemand konnte auf diesen Gedanken kommen. Keiner, der Luftangriffe mitgemacht hatte, erlebte es bisher, denn das Ausmaß des ersten Angriffes hatte alles Bekannte bereits übertroffen.

Mitten im vollen Bahnbetrieb plötzlich Alarm. Sämtliche Gleise mit Zügen verstopft. Diesmal hoffnungslos verstopft. Jetzt gab es kein Entweichen mehr.

Aus der Ferne wurden einzelne Detonationen hörbar. Einen Atemzug lang stockte die Flucht der Menschen. Dann gab es kein Halten mehr. Die brutale Gewalt regierte. Die dünne Schicht einer Zivilisation bröckelte ab. Das Urtier Mensch zeigte erschreckend seine bleckenden Zähne, sein nacktes Gesicht. Erbärmlich zu sehen, wie Fäuste auf andere einschlugen, die schwächer waren und den Weg versperrten.

Hemmungslos raste das Tier Mensch. Die Furcht peitschte ihn. Die Feigheit in kräftigeren Körpern feierte Orgien über den Schwächeren. Kultur? Lächerliche Farce menschlicher Überheblichkeit. Nächstenliebe? Ein augenblicklich unbekanntes Ding menschlicher Erfindung, gelegentlich in behaglicher Sattheit brauchbar, möglichst unter den Blicken vieler Menschen.

Rücksichtnahme? Wer beachtete sie wohl in normalen Zeiten, geschweige denn in solchen Minuten, wo es an das Leben ging.

Und die Bombeneinschläge kamen immer näher. Man hörte deutlich die Explosionen. Scheiben krachten aus

den Dächern der Bahnhofshalle auf diese quirlende, jeder Vernunft unzugängliche Menschenmasse. Ein tobendes Meer von Irren, die erbarmungslos über Menschenleiber hinwegstürmten.

„Bunker! Wo sind die Bunker?“ riefen sie in ihrer Todesangst. Sie vergaßen, daß sie in Dresden waren. Herr Mutschmann, der Gauleiter, hatte zur Sicherung des Endsieges keine Materialien und kein Geld zur Verfügung gestellt. Bunker!? Lächerlich geradezu. Bunker!

Tunnelschänke! Ein feiner Bunker-Ersatz. Zwei Gastwirtschaftsräume unter dem Hauptbau des Bahnhofes. In wenigen Minuten mit Menschen vollgepfropft. Kopf an Kopf standen sie.

Auf den Bahnsteigen Menschen, in den Zügen Menschen, unter den Waggons Menschen, auf den Gleisen flüchtende Menschen. Über ihnen die Lichterbäume. Bomber, die zum Angriff anflogen.

Die Wartesäle „Meißen“ und „Pirna“ waren unterkellert. Auch hierin flüchteten die Reisenden. Über ihnen nur eine dünne Decke aus Bimsbeton und Glas.

Dann fielen die ersten Bomben.

Volltreffer!

Weitere Bomben.

Volltreffer! Dazwischen das helle Platschen der Stabbrandbomben.

Das Fauchen sich entleerender Benzinbomben. Ein gewaltiger Luftstoß, der alles umfegte. Eine Luftmine! Nur wenige erhoben sich wieder und flüchteten weiter. Würgender Qualm und rote Lohe breiteten sich aus. Beizender Gestank verbrannten Fleisches. Würgender Husten, durch Staub und Qualm hervorgerufen.

Volltreffer in Waggons. Volltreffer in Menschenknäuel. Eine Lokomotive barst auseinander. Kochendes Wasser ließ Fleisch von Knochen fallen.

Eisenteile wirbelten durch die Luft. Tonnenschwer. Verheerend ihre Wirkung, wo sie aufschlugen. Waggons zerplatzten mit ihrer menschlichen Fracht.

Der Münchener Schnellzug, der 21.17 Uhr fahrplanmäßig abfahren mußte, aber keine Ausfahrt mehr erhielt, zerbarst im Bombenhagel. Alles wurde in ein Nichts aufgelöst.

Das gleiche Bild auf sämtlichen Bahnsteigen. Bombenserien rauschen über die Bahnhofshallen, ein Höllenhagel teuflischer Gewalt. Pausenlos pfeift der Höllenbrand des Phosphors vom Himmel hernieder. Klatschend schlägt er auf noch vorhandene Glasscheiben. Platzend geben sie den Weg frei, und die Schmerzens- und Todesschreie Hunderter antworten aus der Tiefe der Bahnsteige.

Poltern, Krachen, Klatschen, Klirren! Stampfen der Vernichtung in Eisen und Sandstein. Dazwischen Menschen! Menschen!

Einer der riesigen Konstruktionspfeiler zerbricht unter einer Bombe. Einen Augenblick scheint die Masse Eisen frei zu schweben. Dann prasselt sie herab. Auf Menschen! Ein einziger Schrei der Verzweiflung. Man sieht nichts mehr. Staub wirbelt auf und erstickt letzte Äußerungen des Lebens.

Der Bahnhof war aus Sandstein erbaut. Die gewaltigen Hallen, die 15 Gleise überdachten, aus Eisen und Glas. Was eigentlich brannte, war nicht festzustellen, obgleich haushohe Flammen emporloderten.

Und die Todeswellen der angreifenden Bomberverbände wandern unaufhaltsam über Stadt, Bahnhof und

über Menschen dahin. Die Gebäude am Wiener Platz, dem Vorplatz des Hauptbahnhofs, stehen in Flammen, die Hotels in geschlossener Häuserreihe hinter dem Hauptbahnhof ebenfalls.

Die Prager Straße, die leuchtende Geschäftsstraße Dresdens, im rechten Winkel auf den Bahnhof stoßend, ein einziges Flammenmeer. Weißglühend das gewaltige Gebäude der Reichsbahndirektion auf der Wiener Straße. Wer aus dem Hauptbahnhof flüchtete, sah sich von Flammen eingeschlossen.

Auf dem Bismarckplatz, direkt hinter dem Hauptbahnhof, einige Splitterschutzgräben. Der konnte glücklich sein, der als letzter in ihnen Schutz suchte. Vier, fünf Menschen lagen übereinander. Die untersten erstickten oder wurden zerquetscht.

Die alte Technische Hochschule zerbarst unter Bombenvolltreffern schwersten Kalibers. Nacht für Nacht beherbergte diese Hochschule fast 1000 Flüchtlinge. In der Mehrzahl Mütter mit Kindern.

Ringsumher ein einziger, brodelnder Brei von rotgelben Flammen.

Der Bahnhof ein unentwirrbares Knäuel von Eisen, meterhohen Sandsteinquadern, brennenden Waggons und umgestürzten Lokomotiven. Die von Bomben zerfetzten Bahnsteige mit Toten und Verwundeten übersät. Leichenteile, wohin man blickte. Unter den zusammengebrochenen Durchgängen lagen Zerquetschte, zur Unkenntlichkeit Verstümmelte. Hunderte von Ärzten hätten gleichzeitig Hilfe leisten müssen, wenn die Verblutenden hätten gerettet werden sollen.

Unsagbares hatte sich in der Tunnelschänke, der Gaststätte unter dem Hauptbahnhof, zugetragen. Hunderte suchten dort Schutz. Und immer mehr waren

nachgedrängt. Kopf an Kopf standen die Menschen. Boden, Wände und Decke erzitterten unter den Explosionen der Bomben. Der riesige Kuppelbau der Haupthalle brach donnernd zusammen. Rauch, beizender Qualm drang in die Räume der Gastwirtschaft. Eine Panik brach aus. Im nächsten Augenblick waren die Ausgänge blockiert. Grauenhafte Szenen spielten sich unter den Todesgeängstigten ab. Soldaten versuchten, die Ausgänge gewaltsam frei zu machen. Es gelang ihnen nicht.

Sie griffen zu einem furchtbaren, letzten, verzweifelten Mittel, zu den Waffen, und schossen auf die rasend gewordene Menge. Damit besiegelten sie das Schicksal aller.

Kaum einer kam mit dem Leben davon. Tagelang räumte Militär, nur mit Hosen, Stiefel und Gasmaske bekleidet, die Toten heraus. Viele hatten Schußverletzungen.

Andere, die in den Kellerräumen unter den Wartesälen Schutz gesucht hatten, trieben Hitze und Flammen in die äußersten Winkel. Wer sich an den Wänden befand, wurde zerquetscht. Langsam sanken sie zu Boden. Die nächsten traten auf die Toten. Auch sie wurden zerquetscht. Und dieses Nachdrängen, Zerquetschen, Zertreten wiederholte sich, bis die Leichen die Decke berührten.

Allein 800 Tote wurden hier gezählt. Gezählt? Man fragt sich, wie man diese Zahl festgestellt hat, denn was man später dort unten herausholte, war nur noch eine unauflösbare homogene Masse.

Ein Gepäckfahrstuhl führte zu den Kellern. Zwei Tage später, also am Donnerstag, stiegen Bergungsmannschaften, Wlassow-Truppen, in diese Todeskeller hinab.

Ihnen grauste vor dem, was sie sahen. Sie erbebten, fingen an zu zittern. Nicht vor den Toten. Nein! Es packte sie das Gruseln, als sie bei der Bergung Menschen fanden, die noch Lebenszeichen von sich gaben. Zwei Tage und zwei Nächte hatten sie in dieser sich durch Hitze rasch auflösenden Masse gelegen.

Sie lebten wohl, aber ein gütiges Geschick hatte ihren Geist umnachtet.

Sie wußten nicht mehr, was mit ihnen geschehen war.

Der verantwortliche Beamte des Hauptbahnhofes war Amtmann Gerlach. Es lag ein Dienstbefehl vor, daß sich nach einem Luftangriff alle Bediensteten sofort einzufinden hatten. Und sie kamen auch. Fast ausnahmslos, soweit sie nicht unter den Trümmern lagen. Dadurch war es möglich, den Dienstbetrieb nach dem ersten Angriff wieder in Gang zu bringen.

Manchem brachte diese treue Pflichterfüllung den Tod.

Von den Eisenbahnbeamten, die in den Befehlsstellwerken Hohe Straße-Süd, Hohe Straße-Nord und Wiener Straße im Bombenhagel ausharrten, kam nicht einer mit dem Leben davon.

So starben Unzählige in einer ihnen fremden Stadt.

Ein weniger langer erster Angriff, ein nicht erfolgter zweiter Angriff hätte Tausenden noch das Leben gerettet.

So verhallten die Hilferufe ungehört. Keiner achtete auf ihre Schmerzensschreie.

Ihre letzte Bitte um einen Tropfen Wasser, ihr letzter Schrei nach einer erlösenden Kugel ging unter im Inferno der Dresdner Todesnacht.

Zwischen der Johannstadt und Blasewitz lagen die modernen, lichtdurchfluteten Gebäude des Johannstädter Krankenhauses. Ein ganzes Viertel von Häusern, parkähnlichen Anlagen mit breiten Wegen und vielen Ruhebänken.

Große Terrassen waren den Bauten vorgelagert. Alte Bäume, in glücklicher gartenarchitektonischer Mischung mit Neuanpflanzungen, überschatteten die Ruheplätze der Heilungsuchenden. Hohe verglaste Wände schützten vor Wind.

Den Lärm der alleeartigen Straßen dämpften breite Grünstreifen. Auf den Dächern leuchtete weithin das Rote Kreuz auf weißem Feld. Fahnen mit dem gleichen internationalen Zeichen flatterten von hohen Masten.

Auch hier das gleiche Bild. Verwundete Soldaten. Aber auch Zivilisten.

Jenseits der Fürstenstraße die Poliklinik. In ihr kam der Dresdner Nachwuchs zur Welt. Tag für Tag. Dutzende. Ein eigenartiger Gegensatz. Diesseits der Straße kündete der erste Schrei einen neuen Erdenbürger an. Jenseits der Straße der Kampf der Ärzte mit Gevatter Tod.

Und sie konnten etwas, diese Ärzte. Manchem, den der Sensenmann schon in seinen knöchernen Fingern hatte, retteten sie mit ihrer Kunst das Leben, entrangen dem Tod seine Beute. In ununterbrochener Folge rollten die Transportwagen auf Gummirädern in die Operationssäle. Rotes Licht leuchtete auf: „Ruhe! Operation!"

Ein stetiger, verbissener Kampf zwischen den Männern in weißen Kitteln und jenem, der schon seit

Jahren reiche Beute fand. Doch unersättlich war er. Ein Moloch!

Hekatomben von Blut versickerten auf Kontinenten. Ein Menschenleben galt in den Blutmühlen der Schlachtfelder nichts. Doch hier in der Heimat wurde die Nummer wieder Einzelindividuum, zum Menschen. Und seiner Gesundung und der Erhaltung seines Lebens dienten alle jene mit dem Roten Kreuz am Ärmel.

Operation! Oftmals Stunden! Blaß, übernächtigt, tiefe Schatten unter den Augen, standen die Ärzte am Operationstisch. Sicher arbeiteten die „goldenen Hände", um zu retten, was eine Kugel oder ein Stück Eisen im Bruchteil einer Sekunde sinnlos zerriß.

Das rote Licht über der weißen Schiebetür verlöscht. Sie öffnete sich. Ein Wagen rollt heraus. Wächsern das Gesicht des Operierten. Wächsern die Gesichter der Ärzte. Einige hastige Züge aus einer Zigarette. Einige Schluck starken Kaffees. Dann erneut das rote Licht: „Ruhe! Operation!" Tagaus, tagein! Auch in den Nächten.

Oh! Diese Nächte. Sie hatten es in sich. Diesseits wie jenseits. Wenn Feindeinflüge gemeldet wurden. „Martha-Heinrich" bedeutete für das Planquadrat Dresden höchste Gefahr. Der Drahtfunk. Der Wecker tickte mit metallenen Schlägen. „Martha-Heinrich muß mit einem Angriff rechnen!" Die Organisation lief an, Notbeleuchtungen brannten. Schnell in die Keller. In Scharen zogen sie hinunter. Auf Tragbahren Operierte, Schwerkranke, Fiebernde. Wie oft schon.

Und stets war die Gefahr vorübergegangen.

In der Poliklinik drängte neues Leben zum Licht, zum Menschsein. Die Natur forderte ihr Recht. Sie fragte nicht erst. Die schwere Stunde dieser Frauen

— überschattet von der Furcht vor einem Luftangriff! Der erste Schrei des Kindes löste kein glückliches, beseligendes Lächeln auf den Lippen der jungen Mutter aus. Sie lag allein und einsam. Wie arm, wie arm waren sie doch alle geworden.

Väter! Selbst in stündlicher Lebensgefahr an der Front. Sie träumten von ihrem letzten Urlaub. Sie wußten um die schwere Stunde ihrer Frauen. Sie sahen aber nicht ihre Frauen ... sie sahen andere Frauen, Frauen in Frankreich, in Rußland, in den Balkanländern, in Norwegen und Afrika, Frauen mit kleinen Kindern im Arm, Frauen, die Mütter waren.

Und dieses Muttertum war mächtiger als Krieg und Haß. Mancher Landser beugte sich herab und strich mit rauher Hand zart über die Haare eines Babys in irgendeinem fernen Land.

Von Tränen gefeuchtete Wangen und eine kleine, sich unbewußt gegen liebkosende Lippen drückende Patschhand. Ja! So sahen die Väter ihre Frauen und die ersten Regungen ihrer Kinder in der Ferne durch andere Mütter.

*

Die Denkungsweise hatte sich verändert. Mit gleicher Sorge um das Leben der Liebsten gedachte man draußen der Heimat. Wohl sicherte der Soldat die Grenzen. Aber war diese Sicherung nicht sinnlos, wenn die Städte der Heimat in Schutt zerfielen? Gerade durch das selbstlose Ausharren der Landser an der Front wurde der Krieg verlängert, wurden die Zerstörungen durch Luftangriffe immer intensiver.

Schutz der Heimat? Was dachte wohl ein Soldat, wenn er auf „Bombenurlaub“ geschickt wurde und vor frischen Gräbern stand? Ja, es gab einen Sonderurlaub

für Bombengeschädigte, der allerdings nur spärlich gewährt wurde. Da mußten schon nahe Angehörige ums Leben gekommen oder schwer verletzt sein, da mußte schon der ganze einstige Besitz zum rauchenden Trümmerhaufen zusammengeschmolzen sein, bevor der Landser zur „Regelung seiner zivilen Angelegenheiten" einige Tage in die Heimat geschickt wurde.

Man kann sich vorstellen, mit welchen Gefühlen er dann an die Front zurückkehrte, um die „Heimat zu schützen".

Ja, das Kämpfen war sinnlos geworden.

Die Titanenschläge auf deutsche Städte konnte der Landser nicht verhindern.

So auch nicht in jener Nacht vom 13./14. Februar 1945.

*

Schon nach dem ersten Angriff brannten die Hauptgebäude des Johannstädter Krankenhauses. Auch hier die Schreckensszenen wie überall. In den Betten fand das Feuer reiche Nahrung. Die Patienten hatte man in die Keller gebracht.

In einem der Säle operierte Professor Dr. X. Es ging um einen Eingriff auf Leben und Tod. Seine Hand, die das Messer führte, hielt einen Augenblick inne, als die Sirenen aufheulten.

Dann operierte er weiter.

Im schattenlosen, blauweißen Licht der Lampen verfärbten sich die Gesichter der Operationsschwestern. Der Assistenzarzt blickte bloß kurz auf seinen Chef.

Nur das Klappern der metallenen Instrumente war hörbar, wenn sie auf den Glasplatten abgelegt wurden. Eine furchtbare Detonation ließ das Haus erzittern. Die Nerven aller waren bis zum Zerreißen angespannt.

„Herr Professor, um Gottes willen! Luftangriff!“ erklang angstbebend die Stimme einer Schwester.

Ein kurzer, verweisender Blick aus den grauen Augen ihres Chefs brachte sie zum Verstummen. Professor X. operierte weiter.

Die Einschläge der Bomben kamen wie eine Feuerwalze näher. Sie zermalmten mit eisenharten Schlägen Häuser, Schulen, Kirchen, Mensch und Tier.

Dann war sie da, die Feuerwalze.

Im Operationssaal flammte die Notbeleuchtung auf. Schwestern lagen auf den Knien.

Und Professor Dr. X.?

Den Kopf etwas nach vorn gebeugt, beide Hände auf den Operationstisch gestützt, stand er in eisiger Ruhe da.

„Wieviel Puls? — Schwester, wieviel Puls?“ Dumpf, ungeduldig erklang seine Stimme hinter dem Mundschutz. „Reißen Sie sich zusammen! Und dann operierte er weiter. Und draußen tobte die Hölle.

Über ihnen brannte das Lazarett.

Es war übermenschlich, was er von seinem Personal, aber auch von sich forderte.

Dann war der Angriff vorbei.

Auf den Gängen lautes Rufen, hastende Schritte. Das Leuchtschild: „Ruhe! Operation!“ beachtete keiner mehr. Die Tür wurde aufgerissen. Man starrte herein. Ungläubig, verständnislos!

„Herr Professor, das Haus brennt!“

„Ruhe — und Tür schließen!“ war seine Antwort.

Die Tür öffnete sich erneut. Der Oberarzt trat hastig ein.

„Herr Professor! Höchste Gefahr! Sie müssen helfen. Wir haben wahnsinnige Verluste!“

„Ich habe nur zwei Hände", war des Professors Antwort.

Der Oberarzt stand ratlos da.

„Aber, Herr Professor! Auch für Sie besteht Gefahr!"

Jetzt wurde der Professor wütend. „Donnerwetter, Herr Kollege, wollen Sie weiter operieren, oder wie denken Sie sich das?"

Erst nachdem er die Operation beendet hatte, verließ Professor X. das brennende Gebäude.

*

Das Pflegepersonal leistete Übermenschliches. Bis zu den Elbwiesen, an dieser Stelle Vogelwiese genannt, waren es nur wenige Minuten. Das gesamte Krankenhausgelände mußte geräumt werden. Man schaffte die Patienten im Feuersturm an das Elbufer hinab. Dort war ein Atmen noch möglich, der Funkenflug weniger stark.

Alle, die den Angriff erlebt hatten und den Mut fanden, die Keller zu verlassen, flüchteten auf den ungefähr 500 Meter breiten Grünstreifen der Elbwiese.

Ein erbarmungswürdiger Anblick. Verwundete und Patienten in ihrer dünnen, gestreiften Krankenhauskleidung. Dazwischen die schweren Fälle. Kaum transportfähige Kranke auf Tragbahren. Im Februar! Ein eisiger Wind pfiff das Elbtal entlang. Leichter Regen durchnäßte in kurzer Zeit die dünne Kleidung. Der Boden war morastig. An den Schuhen bildeten sich dicke Lehmkrusten.

Von allen Seiten strömten die Menschen herbei. Fast jeder dritte führte einen Erblindeten. Rauch, Qualm, Aschenregen hatten ihre Augen entzündet und verschlossen. Über die verrußten Gesichter helle Streifen. Von Tränen gefurcht.

Ein Elendszug ohnegleichen. Zerlumpt, verdreckt.

Schmutzige Fetzen um blutende Wunden gewickelt. Die Haare versengt. Von Brandwunden übersät. Nasse, zerrissene Kleidung klebt an den schlotternden Körpern. Das Schuhwerk vom Laufen über Trümmer zerfetzt, von Phosphor und Asphalt verbrannt. Frauen waren von Männern kaum zu unterscheiden. Auch sie trugen Hosen. Zum Schutze gegen Flammen und Funken hatten sie nasse Decken umgehängt.

Dazwischen viele Kinder. Sie machten noch den frischesten Eindruck. Die kleineren verstanden wohl kaum, wie ihre Mütter um sie gebangt und gelitten hatten. Übermenschliches leisteten sie in den brennenden Straßen Dresdens. Die größeren Kinder hatten es ganz anders empfunden, sich gefürchtet und gebangt und den eigenen Herzschlag gehört; aber auch das Fallbeil. Sekunde auf Sekunde. Minuten, die sich aneinandergereiht hatten. Dreißig lange, furchtbare Minuten.

Eine Ewigkeit!

Die Gesichter zeigten nichts Kindhaftes mehr. Zu schwer war das Erlebte gewesen. Das Grauen blickte aus wissenden Augen. Das Wissen um den Tod. Das Wissen um den Menschen, den erbarmungslosen, den grausamen Menschen. Zu viel hatten sie gesehen. Menschen als brennende Fackeln. Menschen, von Trümmern erschlagen, Menschen, von Bomben zerfetzt. Erstickende, wahnsinnig gewordene Menschen. Aber auch die Furie Mensch in ihrer ganzen Rücksichtslosigkeit erlebt. In der Angst um das eigene Ich.

Das hatte sich in die Gesichter der Kinder eingegraben. Und noch mehr in ihre Seelen. Unauslöschlich! Unvergeßlich! Für ein ganzes Leben. Und die

Zwölf-, Vierzehn-, Sechzehnjährigen werden es nie vergessen. Nicht in fünf und nicht in fünfzehn Jahren. Für sie war es der erste Krieg. Für ihre Eltern bereits der zweite. Und beide Generationen hatten den Krieg hassen gelernt für immer und ewig.

Erschöpft sanken sie zu Boden. Apathisch lagen sie da. Zitternd vor Frost. Die Reaktion der Nerven setzte ein. Kleinkinder jammerten im Unverständnis. Aufschreie in Erinnerung an Erlebtes. Lautes Weinen. Rufe nach den Angehörigen. — Wo bist du, Mutter? — Wo sind meine Kinder? — Wo ist mein Mann? — Vater! Mutter! Wo — wo — wo?

Die Poliklinik brannte. Wöchnerinnen wankten den Elbwiesen zu. Irgendwo sanken sie zusammen und gebaren. Viele frühzeitig. Manche verbluteten. Verzweifelt stürzten sich Mütter in die Flammen, um ihre Säuglinge zu retten.

Doch der Totentanz begann erst. Die Bomber, die den zweiten Angriff flogen, näherten sich der Stadt. Und dieser zweite Anflug war noch furchtbarer als der erste. Noch schlimmer in seiner Auswirkung.

Die bis zum 13. Februar lückenlos bebauten und bis dahin völlig intakten Straßenzüge leiteten die Flammen weiter. Von Haus zu Haus. Jedes Grundstück bot dem Feuer neue Nahrung. Flächenbrände nie gekannten Ausmaßes überzogen die ganze Stadt, bis sie sich zu einem einzigen Flammenmeer vereinten. Ein feuriger Kreis umschloß ein viele Quadratkilometer großes, dichtbebautes Gelände.

Nur das linkselbige Ufergelände und der Große Garten ragten als dunkle Flächen aus dem Höllenbrand heraus. Und auf diese Grünflächen hatten sich Zehntausende gerettet.

Ihnen galt einer der Schwerpunkte des zweiten Angriffes.

Die ersten Bomben fielen mitten in die dichtgedrängte Menge. Im feurigen Schein der Explosionen sah man die Menschen liegen. Männer, Frauen, Kinder, Greise, Verwundete. Vor Todesfurcht drückten sie sich gegen den nassen Boden.

Und dann rasten die Bomben über diese schutzlosen Menschen dahin. Eine Bomberwelle nach der anderen lud ihre tödlichen Lasten ab. Fünfunddreißig Minuten auf dunkle Flächen, die einfach nicht brennen wollten. Bomben aller Kaliber. Links und rechts und rechts und links. Vorn und hinten. Überall! Wieder — wieder — wieder! Dazwischen ergoß sich ein Phosphorregen. Stabbrandbomben zischten herab. Sie trafen keine Häuser. Sie konnten keine Dachstühle und Wohnungen in Brand stecken. Die gab es nicht auf den Elbwiesen. Aber sie durchbohrten die Leiber unglücklicher Opfer.

Eine Steigerung des Entsetzlichen war kaum noch denkbar. Und doch stieg noch das Grauen. Im Tiefflug brausten Jagdbomber das Elbtal entlang, über die Elbwiesen hinweg. Ihre Bordkanonen und Maschinengewehre sprühten feurige Garben in diese dunklen Flächen hinein. Wie Perlenschnüre glitzerten die langen Reihen der Leuchtspurmunition, bis sie im Dunkel verschwanden.

Nicht ein Schrei war im Furioso des Angriffes hörbar. Kein Todesruf. Nichts. Die noch Lebenden bewegten sich nicht. Sie wußten gar nicht mehr, ob sie überhaupt noch lebten.

Und die Bordkanonen bellten. Die Maschinengewehre ratterten. Wieder — wieder — wieder!

In steiler Kurve wendeten die huschenden Schatten. Erneut sprühte das Feuerwerk der Vernichtung. Durch die feuerspeienden Schatten fielen die Bomben neuer Verbände. Kein Zufallstreffer wischte einen der huschenden Schatten hinweg. Sie flogen unbeirrt und kehrten zurück. Wieder — wieder — wieder!

Früchte des Todes

Der Große Garten war die zweite „dunkle Fläche", die ebenfalls nicht brennen wollte und in die sich die Menschen geflüchtet hatten.

Hier die gleiche Tragödie wie auf den Elbwiesen. Einen Unterscheid gegenüber den Elbwiesen gab es doch. Die Kronen der alten Bäume in der Nähe der Lennéstraße und des Ausstellungspalastes, soweit sie nicht wie Streichhölzer von der Wucht der Bomben geknickt waren, trugen plötzlich grausige Früchte. Sie hingen in grotesker Verzerrung buntfarbig in den Wipfeln und auf Astgabelungen. Keine Früchte des Lebens, nein, Früchte des Todes.

Pioniere versuchten später, diese Bäume mit ihren schaurigen Lasten umzusägen. Der Versuch mißlang. Jede Motor- und Handsäge ging zu Bruch. Die Stämme der Riesen waren mit Eisensplittern dicht übersät.

In den Kellern gefangen

Dresdens Schicksal ist einmalig. Einmalig durch die Gewalt des ersten Angriffes mit einer noch nie dagewesenen Massierung an Flugzeugen. Einmalig aber auch durch den zweiten Angriff, der kaum drei Stunden später, um 1.20 Uhr, begann.

Der Feuersturm nach dem ersten Angriff entfachte einen Brand, der von Süden nach Norden, von den Räcknitzhöhen bis weit über die Elbe hinüber nach Neustadt reichte und von Westen nach Osten, vom Ostragehege bis nach Blasewitz. Vier Kilometer breit und sieben Kilometer lang.

Rasend schnell hatten sich die Brände ausgebreitet. Die Bevölkerung und die Flüchtlinge saßen während des Angriffes in den Kellern. Nur wenige Sirenen gaben Entwarnung. Und diese hörte man nicht. Und die Menschen in den Kellern warteten darauf. Ihr Blick reichte nur bis zu den schmalen Kellerfenstern. Draußen nichts als feurige Lohe.

Der Feuerkreis um Dresden hatte sich geschlossen. Wer ihn nicht rechtzeitig durchbrechen konnte, wurde in das Zentrum hineingetrieben. Todesfurcht steigerte die Panik. Von den Straßen drängten sich weitere Menschenmassen in die Keller.

Die Hitze wurde unerträglich. Dazu Luftmangel. Das Fehlen von Sauerstoff wurde immer mehr spürbar; fauchend verzehrten ihn die Flammen. Wie ein Sauerstoffgebläse zischte die Luft über dem Brandherd wie in einen leeren Raum hinein. Den Flammen bot sie neue Nahrung. Gierig wurde sie aufgesogen.

Aber bis zu den eingeschlossenen Menschen drang keine Luft mehr vor.

Die Furcht, von Bomben zerrissen oder von Trümmern verschüttet zu werden, war von den Eingeschlossenen genommen worden. Aber langsam erkannten sie die neue Gefahr! Verbrennen oder Ersticken!

Man wollte die Mauerdurchbrüche in den Kellern öffnen.

Ein neues Verbrechen des Gauleiters, der auch

Reichsverteidigungskommissar von Sachsen war, wurde offenkundig. Alle Luftschutzgeräte, Spaten und Hacken fehlten. Dabei waren sie dagewesen. Noch bis vor wenigen Tagen. Haus für Haus mußte sie abliefern. Rücksichtslos hatte man die Geräte beschlagnahmt und dem Volkssturm übergeben. Panzergräben, Schützenlöcher und Maschinengewehrnester sollten damit ausgehoben werden.

Mutschmann verdiente schon allein wegen der fehlenden Bunker die Todesstrafe. Die tausendfache Todesstrafe aber für die Opfer von Dresden, die auch durch seine Schuld den Tod fanden.

Mit Taschenmessern, mit Fußtritten, mit den nackten Händen versuchten die Eingeschlossenen, die Mauerdurchbrüche zu öffnen.

Wenigen gelang es. Die Mutigeren hüllten sich in nasse Decken und hasteten die Kellertreppen empor. Hitze und Flammen schlugen ihnen entgegen. Viele waren es nicht, die versuchten, ihr Leben mit dem Lauf durch das Feuer zu retten.

Daß Mutschmann noch lebt, scheint ausgeschlossen. Nach dem 8. Mai 1945 fiel er in die Hände der Russen. Als Bettler verkleidet, das Kinn und die Wangen mit Bartstoppeln bedeckt. Schamlos, würdelos. So fing man ihn im Erzgebirge. Er wurde nach Rußland gebracht und endete sicher durch den Strang.

Am 13. Februar überließ er das hunderttausendfache Sterben der Bevölkerung Dresdens.

Jämmerliche Feigheit mancher Männer offenbarte sich auch bei der Flucht durch die Brände. Es sind viele Fälle namentlich bekanntgeworden, wo Männer ihr Leben retteten, während ihre Frauen in den Flammen umkamen.

Doch darüber soll geschwiegen werden.

So saßen die Menschen in den Kellern der Altstadt. In der Prager Straße, Johannstraße, Pillnitzer, Grunaer, Ammonstraße, um nur einige Hauptstraßen zu nennen. Dazwischen die Hunderte von anderen Straßen. Überall das gleiche Bild. So warteten Zehntausende auf Rettung von draußen.

Und die Rettung mußte doch kommen. Sie hatten in den vergangenen Jahren genügend von anderen Städten gehört. Mit Dresden hörte doch die Welt nicht auf. Jenseits der Flammen lebten Millionen von Menschen. Sie mußten doch kommen, Hilfe bringen, sie aus der Glut der Brände herausholen. Sie waren doch Menschen von Fleisch und Blut. Man konnte sie doch nicht einfach ihrem Schicksal überlassen!

Nein! Man wollte sie auch nicht ihrem Schicksal überlassen. Von draußen her marschierten die Truppen der Dresdner Garnison.

Einen Trupp führte Feldwebel Hartmann, der sich bis zur Moritzstraße durchgearbeitet hatte.

Und dann überraschte ihn, wie alle anderen Soldaten und wer sich sonst noch nach draußen gewagt hatte, der zweite Angriff.

Hartmann hatte keine Sirenen gehört. Auf einmal barsten die brennenden Häuser auseinander. Trommelfellzerreißende Explosionen zeigten an, daß ein neuer Luftangriff begonnen hatte. Irgendwohin hatte ihn der Luftdruck einer Bombe geworfen. Taumelnd erhob er sich. Von seinen hundert Männern sah er im glutroten Schein nur noch wenige. Hartmann raste die Moritzstraße zurück, dem Neumarkt zu. Jeder war jetzt auf sich selbst gestellt.

Die Kuppel der Frauenkirche tauchte zwischen Feuer- und Rauchsäulen auf. Sie stand also doch noch. Beim Marsch in die brennende Stadt hatte er haushohe Trümmer für die Überreste der Frauenkirche gehalten.

Er konnte nicht weiter. Abermals mußte er zurück. Jenseits der Johannstraße brannte der Asphalt. Auch nach dem Pirnaischen Platz zu. Der Weg nach der Bürgerwiese, der Johann-Georgen-Allee und dem Großen Garten war abgeschnitten. Alle Häuser auf der Johannstraße in Richtung Altmarkt brannten. Auf der Straßenmitte hastete er vorwärts, stürzte über Trümmer, fiel in Bombentrichter, immer den Tod im Nacken. Hinter und vor ihm rannten andere Menschen. Vielleicht brachte der Altmarkt Rettung: der große freie Platz mitten im Zentrum von Dresden.

Und während Feldwebel Hartmann um sein Leben rannte, wurde ein brennender Straßenzug nach dem anderen von Bomben zugedeckt. Die glühenden Häuser zerplatzten unter den Explosionen, so daß auf viele Quadratkilometer nicht mehr erkennbar wurde, was einstmals Straße oder Gasse oder Häuserblock gewesen war. Das Zentrum schmolz zu einem einzigen riesigen, brennenden Scheiterhaufen zusammen. Nur mit dem Unterschied, daß die Opfer nicht auf ihm, sondern unter ihm ihr Leben aushauchten.

Wasserbecken — Werk des Teufels

Scheiterhaufen und Altmarkt! Diese Worte werden mit Dresden ewig verbunden bleiben. Darüber werden noch Geschlechter sprechen, wenn wir alle längst vergessen sind. Auch dieser Bericht muß sich noch damit befassen.

Im Zentrum der Stadt lag der Altmarkt. Die Germania mit Fahne und Krone, zur Erinnerung an den 1870/71er Krieg aufgestellt, beherrschte den Platz. Sie wirkte etwas antiquiert neben dem modernen Rehfeldhäuschen. Aber aus Tradition blieb sie stehen.

Ihr zu Füßen hatte man zwei riesige Becken gemauert, die Wasser in einer Tiefe von zweieinhalb Meter enthielten. Diese Becken waren nur ein kleines Stück in die Erde eingelassen worden. Über zwei Meter hoch ragten sie über der Straßendecke empor.

Eine unüberlegte und dumme Konstruktion. Aber diese Bauart entsprach der kindlichen Dresdner Vorstellung über Luftangriffe. Mit der gleichen Naivität bildete man die Bevölkerung in der perfekten Bedienung von Feuerspritzen aus, die Blumenspritzen glichen. Auch mit Feuerpatschen, einfachen Lappen an Holzstielen, waren sie gedrillt worden. Dazu noch einige Wasserbecken und — Dresden war in jeder Hinsicht den Erfordernissen eines modernen Luftkrieges gerecht geworden.

Diese einfältige Auffassung der maßgeblichen Kreise war unverständlich und unverantwortlich.

Wasserbecken schienen überhaupt das Ideal der Dresdner Luftschutzgewaltigen gewesen zu sein. Der Polizeipräsident von Alvensleben, ein hoher SS-Offizier, trägt hierbei ein gerüttelt Maß an Schuld.

Überall, wo es nur irgendwie ein lockerer Boden erlaubte, hatte man Betonfässer eingelassen. Zweckmäßigkeit spielte keine Rolle, wohl aber die Absicht, die schönste und sauberste Stadt Deutschlands nicht zu verunzieren.

Diese Betonfässer waren also nur außerhalb des Zentrums auf Alleen zu finden. In einigen Nebenstraßen

der Prager Straße hatte man noch einige kleinere Betonbecken über der Straße aufgestellt. Anscheinend war man der Ansicht, daß es nur Brand- aber keine Sprengbomben gäbe.

Die Kinder benutzten die Becken und Betonfässer als Spielplätze. Bis eins ertrank. Jetzt zog man es vor, die Wasserbehälter zuzuschütten.

Die Becken am Altmarkt dagegen wurden regelmäßig nachgefüllt, wenn das Wasser verdunstete. Hunderttausende kamen täglich an diesen beiden kleinen Seen am Altmarkt vorüber, ohne allerdings zu ahnen, daß ihnen diese Becken in zweifacher, ja dreifacher Hinsicht zum Verderben werden sollten.

Diese beiden Becken waren wie vom Teufel erschaffen. Als habe sie Luzifer höchstpersönlich bauen lassen, um seinen Rachen mit möglichst vielen Opfern zu füllen.

Schon kurze Zeit nach dem ersten Angriff hatte sich der Feuerring geschlossen. Damit war das Todesurteil über die Bevölkerung ausgesprochen und vollzog sich mit minuziöser Präzision.

Wer in den Kellern blieb, erstickte oder verbrannte. Wer sich herausgewagt hatte, sah sich von Flammen umgeben.

Den Altmarkt füllte eine tobende Menschenmenge. Umgehängte Decken und angefeuchtete Kleider trockneten rasch in der steigenden Siedehitze. Sie begannen zu brennen. Dazu erstickender Qualm. Ein Feuersturm, der Staub, Ruß, Dreck, Mörtel als glühende Funken in die Gesichter der Menschen peitschte, in kürzester Zeit die Augen verschloß und kaum noch ein Atmen ermöglichte, machte die Unglücklichen wahnsinnig. Das Ein-

atmen der glühenden Luft erzeugte einen würgenden Hustenreiz. Das große Sterben begann.

Wer zusammenstürzte, brannte beim Berühren des Asphalts im nächsten Augenblick lichterloh. Das Ende kam dann rasch. Aber die Menschen verbrannten nicht zu Asche. Sie wurden kleiner und schrumpften immer mehr zusammen. Arme und Beine brannten ab. Und zum Schluß blieb nichts weiter übrig als ein dreiviertel Meter langer schwarzer Torso, der einem verkohlten Baumstamm glich.

In ihrer Todesangst erklommen die verzweifelten Menschen die Böschungen der Wasserbecken. Sie tauchten Tücher, die sie über den Gesichtern trugen, Decken und was sie sonst als Schutz gegen die Flammen benutzten, hinein. Andere, deren Kleidung Feuer gefangen hatte, sprangen in die Becken.

Panik ergriff die Menschen. Wasser — nur Wasser! Alles andere war gleichgültig! Wasser, das kühle, nasse Wasser, sollte sie aus dieser Gluthitze erlösen. Die Gaumen ausgetrocknet, vom Hauch der Flammen bedroht, zog sie das Wasser in seinen Bann.

Und sie sprangen hinein. Immer mehr folgten. Die wenigsten konnten schwimmen. Sie bedachten nicht, daß die Becken zweieinhalb Meter tief waren. Nur ein Gedanke beherrschte sie: Wasser, den Durst löschen können, Schutz vor Verbrennung!

Und sie ertranken alle. Einer wie der andere. Wer schwimmen konnte, wurde von Ertrinkenden fest umklammert und mit hinuntergerissen in die Tiefe der Wasserbecken. Wer an den Rändern der Becken hochklettern wollte, kam nicht heraus. Die schrägen Betonwände, mit Algen und Moos bewachsen, gaben den krallenden Fingern keinen Halt. Die Hände rutschten

ab. Die Menschen standen vor den Bassins. Sie sahen, was sich dort unten abspielte. Auch das Wasser brachte den Tod. Sie wollten zurück. Sie konnten nicht! Von den Nachdrängenden wurden sie in die Becken hinuntergestoßen.

... in den sicheren Tod!

Zum Schluß brodelte das Wasser, als ob es kochte, als ob ein Wasserbehälter mit unzähligen Fischen gefüllt sei. Gellende Schreie, ein Johlen, ein Schrillen. Unvorstellbar die Laute Todgeweihter, Ertrinkender.

Das war Luzifers erster Streich.

*

Von dem, was sich auf dem Altmarkt abgespielt hatte, konnte Feldwebel Hartmann auf seinem Wege im Bombenhagel des zweiten Angriffes nur noch den Schlußakt erfassen. Von seinen Männern sah er keinen mehr. Wie er dann in die Kellergewölbe des Schlosses, das ebenfalls brannte, gekommen war, wußte er später nicht mehr zu erklären. Ein Zufall, eine Laune des Schicksals, ließ ihn am Leben bleiben.

Die Bombenserien rauschten erneut über die brennende Stadt. Wo sie auftrafen, stürzten die Trümmer der glühenden Häuser in sich zusammen.

Ein Bombenteppich fegte auch über den Altmarkt hinweg. Volltreffer zersprengten das eine der beiden Becken. Haushoch spritzten Fontänen in die Luft und schleuderten die Ertrunkenen empor. Eine meterhohe Flut, eine unheimliche Last mit sich forttragend, ergoß sich über den Altmarkt und dann in die Nebenstraßen.

Ein Wirbel von Wasserdampf. Es zischte, brodelte, und doch konnten die Flammen diese meterhohen Fluten nicht aufhalten. Wie Sturzbäche ergossen sie

sich in die umliegenden, dicht mit Menschen besetzten Keller und Luftschutzräume. Die meisten der Eingeschlossenen hatten zwar schon ausgelitten, was aber noch am Leben war, ertrank, kam um wie Mäuse, die man samt der Falle in einen Eimer wirft.

Das war der zweite Streich Luzifers.

Doch was er sich als letzte Tat, als Krönung der Großangriffe auf Dresden vorbehalten hatte, findet in der Geschichte der Welt keine Parallele. So wie Dresden die Einmaligkeit der Vernichtung erleben mußte, so einmalig ist das, was auf dem Altmarkt in Dresden zehn Tage und zehn Nächte nach dem Angriff geschah.

Am Rande der Stadt

Der Morgen des 14. Februar dämmerte herauf, aber nur für jene, die weitab der brennenden Stadt wohnten.

Das blutigrote Flammenmeer verwandelte sich mit dem kommenden Tag in eine kilometerhohe schwarzgraue Wand, deren Düsterkeit von roten Blitzen durchzuckt wurde. In ununterbrochener Folge explodierten noch immer Blindgänger und Zeitzünder.

Sogar der Himmel weinte. Ein leichter Regen fiel. Die Tropfen verdampften schon über den Bränden, bevor sie noch den Erdboden erreichten. Nur am Rande der Stadt erstarrten die Glieder frierender, geängstigter, hungernder Menschen unter dem Regenfall.

Die Überlebenden dieser Schreckensnacht waren völlig erschöpft. Die Flüchtenden waren nicht weit gekommen. Sie saßen in den Kellern der Häuser an der Peripherie Dresdens mit den Bewohnern zusammen. Bleich, apathisch. Kein Gas, kein Licht, kein Wasser, keine Lebensmittel. Was hätte mancher für einen

Schluck heißen Kaffees gegeben? Wie gern hätte manche Mutter ihr letztes Schmuckstück geopfert, um ihrem Säugling Milch und ihren Kindern ein Stück Brot reichen zu können.

Wer hatte schon Vorräte? Niemand! Man lebte auf Lebensmittelkarten, und ein Haus mit zehn Bewohnern beherbergte an jenem Morgen des 14. Februar siebzig oder gar hundert Menschen. Dichtgedrängt saßen sie beieinander. Sie wagten sich nicht in die oberen Stockwerke.

Die Furcht vor neuen Angriffen lähmte sie.

So vergingen die Stunden. Langsam belebten sich die Landstraßen. Man sah ein, daß hier nichts mehr zu hoffen war. Wo sollten die Menschen auch bleiben? Nicht einmal auf einem Fußboden würden sie ein Plätzchen finden, nirgends die müden Glieder ausstrecken können.

Wer noch genügend Kraft und Energie besaß, wollte Dresden verlassen. Eine Stadt zog aus. Die Menschen keuchten unter der Last von Koffern und Rucksäcken. Mütter schleppten ihre Kinder. Söhne und Töchter fuhren ihre alten gebrechlichen Eltern auf Handwagen. Dazwischen Fuhrwerke der Trecks. Wo einstmals vier Pferde gezogen hatten, waren jetzt nur noch zwei oder gar nur eins vorgespannt. Oft griffen die Menschen in die Speichen, um schneller vorwärts zu kommen.

Nur fort von Dresden!

An Stricken zogen die Ausgebombten Karren hinter sich her. Ihre letzte Habe hatten sie darauf geladen. Erbärmlich sahen diese armen Menschen aus. In Fetzen hingen die Kleider am Leibe, verbrannt und verschmutzt. So zerlumpt liefen in früheren Zeiten nicht einmal die ärmsten, verkommensten Bettler herum.

In den Straßengräben lagen Tote, ohne äußere Verletzungen. Sie waren vor Erschöpfung gestorben. Wer zusammenbrach, blieb liegen. Niemand kümmerte sich um sie. Im Bogen ging man um die Sterbenden herum. Nur die Fuhrleute zerrten das Hindernis zur Seite, um es nicht zu überfahren.

Start zum dritten Angriff

Auf irgendwelchen fernen Flugplätzen liefen die Motoren von Bombern warm.

Der Flieger Jonny hatte sich von den Strapazen des ersten Angriffs erholt. Während seine Kameraden den zweiten Angriff auf Dresden flogen, schlief er sich aus.

Nun saß er erneut in seiner viermotorigen Maschine und startete zum abermaligen Angriff auf Dresden. Den dritten Angriff innerhalb zwölf Stunden. Er war sich sicher, auch von diesem Einsatz lebend zurückzukehren.

Was sollte ihm schon passieren? Sein Verband, der sich mit vielen anderen zu Bomberströmen zusammenschloß, wurde bei diesem Tagesangriff von zahlreichen Jägern geschützt.

Jonny schob sich zuversichtlich und zufrieden ein neues Stück Kaugummi zwischen die Zähne.

Unaufhaltsam näherten sich die neuen Bomberverbände der ausgebluteten Stadt, dem brennenden Scheiterhaufen Dresden.

Die Stadt selbst war keinen Bombenabwurf mehr wert. Aber an der Peripherie, wohin sich Hunderttausende geflüchtet hatten, lohnte es schon eher. Auch für die Jäger und Jabos würde es vollauf zu tun geben. Nämlich die Germans auf den Landstraßen in Rudeln zu jagen.

Loschwitz, Blasewitz, Rochwitz, Zschachwitz, Plauen, Löbtau, Zschertnitz, Räcknitz, Gruna, Friedrichstadt, Mickten. Die Neustadt überhaupt. Alle diese Stadtteile und Vororte hatten bereits schwer gelitten. Aber jetzt sollten sie den Rest bekommen. Und was bei diesem dritten Angriff noch stehenblieb, sollten die laufenden späteren Angriffe, besonders das schwere Luftbombardement vom 17. April 1945, in Trümmer legen.

Die Bomben fielen. Keine Sirene hatte gewarnt. Wozu auch?

Wo sollten sie denn hin, jene Menschen, die sich nicht aus den Kellern heraustrauten?

Die gleichen Szenen wie beim ersten und zweiten Angriff. Doch dieser dritte Angriff war blutiger. Dafür sorgten die schwersten Bomben.

Während sie die Häuser der Vororte umlegten, jagten Jäger und Jagdbomber im Tiefangriff die Landstraßen entlang, belegten die Gehöfte der umliegenden Dörfer mit Bordwaffenbeschuß und Bomben.

Bei diesem dritten Angriff verlor Bauer Heuert vor Possendorf Frau, Kinder, Pferd und Wagen. Er selbst lag mit zerfetztem Fuß hinter einem Baum im Straßengraben. Die Bordkanonen und Maschinengewehre der Flugzeuge rissen riesige Lücken in die Flüchtenden auf den Landstraßen. Blutig waren die Wege der Flieger gezeichnet. Zerschossene Fuhrwerke, Handwagen, Kinderwagen. Menschen wälzten sich in ihrem Blute. Und wieder kamen die Flugzeuge wie in einem Rausche und schossen ihre Gurte auf Zivilisten leer.

Die Taktik der Luftangriffe auf Dresden ist klar. Der erste Angriff hatte den Zweck, Dresden in ein Feuermeer zu verwandeln. Unzählige Brandbomben und Phosphorkanister wurden abgeworfen. Der zweite An-

griff versperrte den Flüchtenden die Fluchtwege. Bei diesem Angriff wurden fast nur Sprengbomben aller Kaliber eingesetzt. Und der dritte Angriff galt den Überlebenden und den auf den Landstraßen Flüchtenden.

Zweifellos eine hervorragende militärisch-strategische Planung.

Bei der Schlacht um Dresden fehlten allerdings als Gegenspieler die feindlichen Armeen.

Trotz des Kollektivsterbens hatte jeder einzelne seinen eigenen Todeskampf. Jeder Mensch hat nur ein Leben — und das Sterben wird nicht leichter, wenn Tausende gemeinsam zugrunde gehen. Oft erlosch das Leben in Bruchteilen von Sekunden. Oft war es aber ein Todeskampf über peinvolle Stunden, die sich zu Ewigkeiten dehnten. Viele, viele Stunden, ehe die Milde des Todes die Qualen verlöschte.

Jeder dieser bekannten oder unbekannten Toten hatte ein Elternhaus gehabt, war von frühester Jugend an von seiner Mutter gehegt und geliebt worden. Er hatte einen Vater gehabt, der ihm den Lebensweg ebnete. Er lebte in Jugend und Frohsinn, erlebte kleine Kümmernisse, die von einer unbeschwerten Jugend rasch vergessen wurden. Dann wagte er den ersten Schritt ins Leben.

Und alle Bekannten und Verwandten verfolgten seinen Weg. Die kleinste Krankheit erschreckte sie. Sorgenvolle Gesichter! Und wenn der Tod vorzeitig zugriff, ein Jammern ohne Ende. Jeder einzelne von den Toten hatte so gelebt.

Und später? Erfolg oder Mißerfolg, Freud oder Leid, Reichtum oder Armut. Jeder hatte einmal das eine genossen und das andere erleiden müssen.

Das Leben des Menschen war damals wertvoll gewesen. Es war unantastbar, es war heilig. Das Gesetz schützte das Leben und strafte jeden, der es gefährdete, mit großer Strenge. Also mußte es doch etwas bedeuten, das Leben.

Aber am 14. Februar 1945 war es zu einer Nichtigkeit herabgesunken, in jener Todesnacht im Inferno von Dresden.

Das Ende der Frauenkirche

Oberkircheninspektor Weinert war verzweifelt. Monatelang hatte er um eine Brandwache gekämpft. Vergeblich! Immer wieder hieß es: „Nein!" Endlich waren dann ein Unteroffizier und zwei Mann abkommandiert worden; gegen 19 Uhr waren sie eingetroffen.

Nach dem ersten Alarm ging es im Sturmschritt zum Glockenturmportal C. Es folgte eine erregte Auseinandersetzung mit den Männern des Löschzuges. Fernmündlich hatten sie den Befehl erhalten, ihren Standort, die Frauenkirche, sofort zu verlassen und sich zum Schutz der benachbarten staatlichen und städtischen Gebäude zu begeben.

Der Angriff rollte. Die ersten Bomben erschütterten die Kirche. Sofort fiel die Beleuchtung aus. Nach Einschaltung der Notbeleuchtung war es wenigstens möglich, sich einigermaßen im Kircheninnern zu orientieren. Die Wasserhydranten mit acht Doppelanschlüssen waren stark genug, jeden Kirchenbrand zu löschen. Bei den Übungen war es spielend gelungen, die Seitentürme der Kuppel mit Wassermassen zu überschütten.

Die Männer konnten an den Hydranten drehen, wie sie wollten; sie gaben kein Wasser. Die Rohrleitungen waren durch die gefallenen Bomben bereits defekt.

Weiter explodierende Bomben, ganz in der Nähe der Frauenkirche niedergehend, erschütterten das Gebäude bis in die Grundmauern. Die Männer brüllten sich Warnungen zu. Ein Krachen und Bersten! Die sieben Zentner schwere Flammenvase des Glockenstuhles C war heruntergetürzt. Wer noch auf den Beinen stand, wurde durch den Luftdruck umgerissen. Die Frauenkirche, der stolze, weltberühmte Bau des Ratszimmermeisters Georg Bähr, hatte den ersten Angriff überstanden.

300 Menschen hatten in den Kirchenkellern Schutz gesucht. Dann kam der zweite Angriff. Sämtliche Gebäude rings um die Kirche standen in hellen Flammen. Die Glut fraß sich immer näher heran. Gegen 1 Uhr nachts zerschmolzen die doppelt verglasten großen Fenster des Portals C. Die Bänke auf den Emporen gingen in Flammen auf. Fast gleichzeitig begann das eichene Schiffsgestühl zu brennen. Die Eingangstür war aufgesprungen, und das Feuer raste ungehemmt herein. Unter Einsatz aller Kräfte wurde versucht, den letzten noch verbliebenen Ausgang, am Portal C, zur Rettung der Eingeschlossenen frei zu machen. Mit Spitzhacken gingen die Männer die schweren eichenen Türen an und schlugen sie ein, weil sie sich nicht mehr öffnen ließen.

Die Gefahr für die Eingeschlossenen wurde immer größer, die Verqualmung immer stärker. Die ersten Anzeichen von Luftmangel machten sich bemerkbar. Das Wasser der zwölf aufgestellten Tonnen war rasch verbraucht. Jetzt mußte gehandelt werden.

Immer dringender wurde der Ruf der Soldaten, den Aufstieg aus den Kellerräumen zu wagen. Doppelte Reihen wurden gebildet, und dann ging es durch die

Flammen des Gestühls, über den brennenden Asphalt hinweg. Zwischen dem Landbauamt und dem Hotel „Stadt Petersburg“ hindurch gelang die Rettung auf die Brühlsche Terrasse. Über 10 m hoch schossen die Flammen aus dem Aufbau über der 95 m hohen Kuppel heraus.

Oberkircheninspektor Weinert, der alle Rettungsmaßnahmen vorbildlich geleitet hatte, konnte sich am nächsten Morgen gegen 8 Uhr davon überzeugen, daß sich keine Menschen mehr in den Kellerräumen der Kirche befanden.

Dann kam die letzte Stunde dieses herrlichen, einmaligen Baues. Am 15. Februar 1945, vormittags 10.15 Uhr, brach die Kuppel in sich zusammen. Beim Niederstürzen alles, bis auf zwei Pfeiler, zermalmend. Der Sandstein war durch die Flammen bis über 2000 Grad erhitzt worden. Schon bei 1000 Grad beginnt die Zersetzung des Sandsteins.

Jahrelang hatte man um die Erhaltung dieses Bauwerkes gekämpft, das schon Senkungen und Risse zeigte. Prof. Dr.-Ing. Rüth und Architekt Kießling gelang es dann, die Gefahr zu beseitigen, indem sie Kuppelringanker anlegten. So hätte die Frauenkirche mit einem Fassungsvermögen von 6000 Menschen noch viele Generationen überstehen können, wenn nicht auch sie ein Opfer der Todesnacht von Dresden geworden wäre.

Tote, nichts als Tote

Bei lieben Menschen hatte Albrecht Merten seine Frau und sein Kind untergebracht. Er wollte zu seinem Betrieb. Er mußte wissen, was aus seinen Leuten geworden war.

Stundenlang versuchte er, in die brennende Stadt einzudringen. Vergeblich! Noch am Nachmittag des 14. Februar herrschte dunkle Nacht. So dicht waren Qualm und Rauch.

Erst am 15. Februar begann das Tageslicht langsam die Schleier zu durchdringen.

Wieder versuchte Merten, seinen Betrieb zu erreichen. Die Brandschwaden beizten seine Lungen, als er sich langsam vortastete. Er hatte einen Luftschutzhelm aufgesetzt. Fortwährend stürzten noch Mauern ein. Blitzschnell sprang er zur Seite, um nicht von glimmenden Balken oder herabfallenden Trümmern erschlagen zu werden.

Er konnte nicht mehr. Ein Hustenkrampf schüttelte ihn. In einem Hausflur verschnaufte er. Erst als er wieder zu Atem gekommen war, setzte er die Schutzmaske auf.

Eine Orientierung war fast unmöglich geworden. Seit 35 Jahren lebte er in dieser Stadt, aber diese Gebirge von Trümmern hatten ihr Bild völlig verändert.

Er kam nicht weiter. Seine Schuhe waren verbrannt und die Sohlen glühend heiß.

Er mußte zurück.

Merten eilte zu den Elbwiesen, die streckenweise einer Mondlandschaft glichen. Er stockte. Tote bedeckten den Rasen.

Tote, Tote, nichts als Tote. Ein grauenhafter Anblick. Als habe die Faust eines Titanen in eine Menschenansammlung hineingeschmettert — so lagen sie da.

Weit aufgerissene Augen starrten aus fahlgrünen Gesichtern. Das Entsetzen verzerrte die Züge. Dieser Anblick war unerträglich. Merten mußte sich mit aller Gewalt zwingen, seinen Weg fortzusetzen.

Nein, das waren nicht Hunderte, das waren Tausende, die hier gemeinsam sterben mußten. Es waren jene, denen die Flucht aus der brennenden Stadt gelungen war und die dann dem zweiten Angriff zum Opfer fielen.

Die Verwundeten hatte man bereits aufgelesen und auf Schleppkähne gebracht. Auch auf Personendampfern, die den Bomben entgangen waren, wurden die Verletzten geborgen.

Von einem zentral geleiteten Rettungseinsatz konnte jedoch noch keine Rede sein. Elbauf- und elbabwärts fuhren die Schiffe. Nachdem sie den Bordwaffenbeschuß des dritten Angriffs miterleben mußten, suchten sie so rasch wie möglich diesen Ort der Vernichtung zu verlassen.

Wo Merten auch hinsah: Tote, nichts als Tote, am Hindenburgufer, am Sachsenplatz, überall das gleiche Bild. Jetzt erst kam ihm der Umfang der Katastrophe richtig zum Bewußtsein.

Was er für verbrannte Balken gehalten hatte, die dicht an dicht neben-, über- und untereinander lagen, waren verbrannte Menschen. Zusammengeschrumpft lagen sie da, schwarz verkohlt. Ihre Gehirne waren aus den geplatzten Schädeln herausgequollen. Die Toten hatten nichts Menschenähnliches mehr. Nein, das waren nicht nur Tausende, das waren mehr, viel, viel mehr. Dabei befand Merten sich erst am Rande der vernichteten Stadt.

Leben gab es nicht mehr in der Stadt, die einstmals Dresden gewesen war. Hin und wieder klapperten die Hufe eines Pferdes, das einen Wagen nach sich zog. Die Fracht bestand aus Leichen. Langsam begann man die Toten einzusammeln. Wie wollte man jemals diese unheimliche Arbeit beenden?

Unterhalb der Brühlschen Terrasse entstand ein Damm, über hundert Meter lang, und schon zu fast Manneshöhe angewachsen. Tote wurden hier aufgehäuft.

Das Hotel Bellevue war dem Erdboden gleichgemacht, das Italienische Dörfchen ausgebrannt, ebenfalls das Schloß, die Oper; der Zwinger, die Hofkirche zerbombt. Nichts, aber auch nichts, was erhalten geblieben wäre. Die Frauenkirche, der herrliche Kuppelbau, ein einziger Trümmerhaufen.

Restlose, totale Vernichtung!

Auch auf dem Schloßplatz häufte man die Toten zu Bergen auf.

Im Zwingerteich, im Zwingergraben schwammen Leichen. Menschen, vom Luftdruck explodierender Bomben hineingeschleudert oder auf der Flucht hineingestürzt und ertrunken.

Tote, nichts als Tote.

Endlich, nach Stunden, gelang es Albrecht Merten, seinen Betrieb zu erreichen. Ein Weg, der früher eine halbe Stunde beansprucht hätte, forderte jetzt die zehnfache Zeit.

Nun stand er vor seinem Betrieb. Das sechsstöckige Verwaltungsgebäude war ausgebrannt. Der Eingang verschüttet. Merten arbeitete sich über den Schutt, der sich durch das innen zusammengestürzte Gebäude bis zum ersten Stock auftürmte. Dort lag einst sein Arbeitszimmer.

Schrecklich, was sich seinen Blicken darbot.

Das gesamte Fabrikgebäude war in sich zusammengestürzt. Ein unentwirrbarer Haufen von Trümmern und Maschinenteilen bedeckte das Gelände. Bomben schwersten Kalibers hatten alles völlig zerstört.

„Meine Leute“, murmelte Merten dumpf vor sich hin. Fieberhaft suchte er nach einem Eingang. Er stürzte schwer, schlug sich blutig. Meterhoch lagen die Trümmer und die Lasten tonnenschwerer Maschinen, wo sich, so weit er sich orientieren konnte, einstmals die Eingänge befunden hatten. Zu finden waren sie nicht.

Die Dämmerung brach herein, als er seine Versuche aufgab. Als er dort ankam, wo einst die Straße lag, blickte er die Toten mit anderen Augen an. Sollten sich Bekannte darunter befinden? Vielleicht Mitarbeiter, mit denen er schon fast zwei Jahrzehnte verbunden war?

Er fand keinen.

Irrsinnige Frauen

Auf dem Weg durch die Trümmer hatte er eine unheimliche Begegnung.

In der Dämmerung sah er einige Gestalten. Sie sprangen umher. Standen plötzlich auf Mauerresten und verschwanden, um im nächsten Augenblick an einer anderen Stelle aufzutauchen.

Merten packte seinen Knüppel fester. Ein Ausweichen war unmöglich. Er mußte vorbei.

Dann sah er Frauen. Kaum bekleidet. Rot leuchteten entzündete Brandwunden aus dem Weiß der Haut.

Unheimliche Laute stießen diese unglücklichen Geschöpfe aus. Es klang wie ein Schluchzen, als erinnerten sie sich plötzlich, daß sie Menschen waren.

Dazwischen tierische Laute. Der Wahnsinn flackerte aus den Augen.

Merten war erschüttert. Mitleid mit diesen armen Wesen ließ ihn alle Vorsicht vergessen.

Die Frauen beachteten ihn gar nicht. Sie hatten sich hingesetzt, wiegten ihre nackten Oberkörper hin und her. Ihre Hände spielten unbewußt mit den Steinen. Eine von ihnen drückte einen Balken gegen ihre Brust, als ob sie ein Kind wiege.

Erst als er vor ihnen stand und sie ansprach, schienen sie ihn zu bemerken. Unverständliche Laute ausstoßend, sprangen sie auf und flüchteten wie scheue Tiere.

Plötzlich blieben sie stehen, bückten sich, hoben Steine auf und warfen sie mit unheimlicher Gewalt gegen Merten.

Später traf er ein Einsatzkommando und erzählte von dieser spukhaften, fürchterlichen Begegnung.

„Das sind nicht die ersten und nicht die letzten", wurde ihm geantwortet.

Trauriges Wiedersehen

Am nächsten Morgen versuchte Merten wieder, seinen Betrieb aufzusuchen. Durch Nachbargrundstücke wollte er in die Keller eindringen. Als er einige Mauerdurchbrüche passiert hatte, versperrte ein verschütteter Keller den Weg.

Ihn packte der Ekel. Ratten huschten an ihm vorbei. Sie waren ekelhaft dick, und er wußte, woher. Denn er sah Gliedmaßen eingequetschter Menschen aus den Schuttmassen herausragen.

Luft! Luft! stöhnte er auf. Die Hitze in den Kellern war unerträglich. Schwankend stieg er wieder ans Tageslicht. Geblendet hielt er die Hand vor die Augen.

„Chef", brüllte plötzlich jemand. „Sie leben?"

Albrecht Merten erkannte die Stimme seines Meisters Kramer.

Wortlos umarmten sich beide. Dann blickten sie sich in die Augen. In einer Nacht waren sie um viele Jahre gealtert.

„Verdammt noch mal, Sie sehen ja ganz blaß aus. Kommen Sie, trinken Sie einen Schluck!" sagte Kramer in seiner resoluten Art.

Merten nahm die Feldflasche. Sie enthielt Schnaps.

„Das tat gut", sagte er dann.

„Kann ich mir denken, Chef. Ist auch nicht richtig, so allein hinunterzugehen. Da braucht man schon Nerven. Verdammte Schweinerei das alles. Haben Sie welche erkannt!"

„Herrgott, Kramer, das ist doch nicht möglich. Das kann doch nicht sein!"

„Ach so, ich dachte, Sie hätten es schon gesehen. Aber nee, von der Seite geht das gar nicht, da sieht man nischt bis auf ein paar Kleinigkeiten."

Dann hatte sie Albrecht Merten gesehen. Dutzende! Sie saßen noch auf Bänken und Stühlen. Andere lagen am Boden. Frauen und Mädchen, wenige Männer. Friedlich sahen sie aus. „Eingeschlafen aus Mangel an Sauerstoff" sagte Kramer.

Merten barg sein Gesicht in beiden Händen. Kramer schneuzte sich laut in sein Taschentuch.

Und dann erzählte Kramer:

„Nach dem ersten Angriff brannten der Betrieb und das Verwaltungsgebäude. Zu retten gab es nichts mehr. Die lächerlichen Spritzen, das Spielzeug für Kinder, hätten nicht einen Raum löschen können!"

Ja, und dann habe er geschrien: Raus aus den Kellern. Über hundert Mann wären auf die Straße ge-

laufen. Die Toten, ja, die wären in den Kellern geblieben. Verschiedene habe er direkt hinausgeprügelt, aber mit denen da unten habe er nichts anfangen können, die trauten sich nicht.

„Und Brecht?“ fragte Merten.

„Der Lumpenkerl! Heil rufen und den Arm hochheben — darin war er groß. Als aber der Schwindel losging, verduftete er wie ein Gestank. Der feige Bruder ließ alles im Stich.“

Drohend fügte Kramer hinzu: „Hoffentlich begegne ich dem Herrn bald; es sollte meine werte Person freuen!“

„Ich werde mir zeit meines Lebens Vorwürfe machen müssen; den Anblick vergeß' ich nie“, stöhnte Merten.

„Nun machen Sie mal 'nen Punkt. Was haben Sie denn für Schuld an diesem Dreck? Die Suppe müssen wir jetzt alle auslöffeln. Nee, nee, da machen Sie sich keine Gedanken!“

Der biedere, grobe, alte Meister Kramer versuchte auf seine Weise, Merten zu trösten. „Wir haben es doch zu was gebracht. Bald ist der ganze Mist vorbei, und dann fangen wir von vorne an. Einmal haben wir ja schon gezeigt, was wir können. Chef, auf mich können Sie sich verlassen, das wissen Sie doch. Das junge Gemüse lernen wir schon wieder an. Und dann kommen unsere Männer von draußen. Die helfen auch mit. Das wäre doch gelacht. Wir sind wir!“

Dankbar blickte Albrecht Merten in die treuen Augen seines ältesten Meisters. Dann sagte er: „Ich fürchte, das wird nicht mehr möglich sein. Das Ende ist zu furchtbar.“

Goebbels greift ein

Nach diesen Schreckenstagen konnte sich kaum ein brauner Uniformträger in den Straßen Dresdens sehen lassen. Beschimpfungen waren noch das Glimpflichste.

Die Bevölkerung, von Natur aus gemütlich, in mancher Hinsicht sogar etwas zu subaltern, zeigte sich plötzlich von einer ganz anderen Seite. Es war, als habe durch die Gluten ein Umschmelzungsprozeß stattgefunden.

Was sich in den langen Jahren aufgespeichert hatte und jeder ängstlich in seiner Brust verbarg, kam nunmehr zum Vorschein. Es herrschte stimmungsmäßig eine Siedehitze. Ein Funken nur, und es mußte zur Explosion kommen.

Die eingeleiteten Hilfsmaßnahmen, auch der berühmte Goebbels-Hilfszug, konnten nicht wirksam werden. Es mangelte an allem. Lebensmittel, heiße Getränke, Wasser, Kleidung, ja nicht einmal Milch für Säuglinge konnten herbeigeschafft werden.

Das tollste Stück leistete sich das Propagandaministerium. Keine andere Dienststelle konnte auf diesen Gedanken kommen. Über Nacht prangten überall Plakate, auf dem bekannten roten Papier gedruckt:

Aufruf an die schwergeprüfte Bevölkerung von Dresden!

Der Führer weiß um euer Leid und eure Not! Gebt euch nicht der Verzweiflung hin, kapituliert nicht! Der Führer wird euch rächen. In wenigen Tagen kommt die Vergeltung! Harret aus bis zum glorreichsten Sieg der deutschen Geschichte!

Von dieser Stunde an änderte sich mit einem Schlage die Haltung der braunen Funktionäre. Sie wurden wieder selbstbewußt, ja anmaßend. Das, was man noch vor Stunden offen ausgesprochen hatte, blieb jetzt ungesprochen. Spitzel denunzierten. Das Machtsystem bekam die Fäden wieder in die Hand. Nach diesen Schreckenstagen galt ein Menschenleben noch weniger als vorher. Die Verhaftungskommandos rollten.

Den Umfang der Dresdner Katastrophe zu verheimlichen, war selbst einem Dr. Goebbels nicht mehr möglich. In seiner großen politischen Wochenzeitung „Das Reich" ließ er einen Artikel von Rudolf Sparing mit dem Untertitel „Ein Leuchtzeichen des Widerstandes" veröffentlichen. Darin heißt es:

Wir haben es als eine Einrichtung wohltätigen Selbstschutzes der menschlichen Natur schätzen gelernt, daß die Weite ihrer inneren Spannung eine Grenze hat. Jenseits ihrer sinkt der Zeiger, der fieberhaft ausschlug, auf den Nullpunkt zurück. Das ist gewöhnlich dann der Fall, wenn die Eindrücke so schwer und gewalttätig sind, daß sie uns, nach den üblichen Maßstäben unseres Empfindens, zerbrechen müßten. Was Auge und Ohr wahrzunehmen sich nicht weigern können, was der Verstand, zwar widerstrebend vielleicht, doch als wirklich und ursächlich erfaßt, wenngleich es nicht zu fassen scheint, dem können wir, wenn es das Maß der Reaktionsfähigkeit sprengen will, den Zutritt zu unserem innersten Wesen fürs erste verwehren, und so leben wir weiter — nur so können wir es.

Ist die Möglichkeit, sich seelisch zu feien, auf einen allgemein menschlichen Abwehrinstinkt gegründet, so

haben wir Deutschen ihn in diesem Kriege jedenfalls mit Bewußtsein ausgebildet; wir konnten es, weil keiner sich in seinem Leid allein fühlte. Eine solche Haltung ist äußerlich oft kaum von abgestumpfter Gleichgültigkeit zu unterscheiden, und der oberflächliche Beobachter mag sie leicht mit ihr verwechseln. Wie aber wäre, träfe sein Bild zu, die einzigartige Erscheinung der deutschen Widerstandskraft zu erklären! Nicht weil wir schwach sind, sondern weil wir stark bleiben wollen, verhärten wir uns gegen uns selbst. Aus der Stadt, von der hier die Rede ist, schrieb mir zwischen dem 3. Februar, dem Tage des bisher schwersten Luftangriffs auf die Berliner Stadtmitte, und dem 13. Februar, dem Dresdner Katastrophentage, ein Mann, von dem ich nicht weiß, ob er noch lebt: „Jetzt gilt's, jetzt müssen wir das Herz in beide Hände nehmen." Starb er unter Trümmern oder in Flammen, so gab er sein Leben gewiß tapferen Sinnes hin. Lebt er, so zog er mit Hunderttausenden anderen aus der vernichteten Stadt tränen- und klaglos seines Weges.

Welche Überwindung mag es Herrn Dr. Goebbels weiterhin gekostet haben, im gleichen Artikel an anderer Stelle wie nachstehend zu schreiben und somit das restlose Versagen jeder Abwehrmaßnahme zuzugeben.

Zweierlei hebt diesen Fall aus den übrigen der letzten Zeit hervor:

1. Die drei Luftangriffe auf Dresden — zwei in der Nacht vom 14. Februar und einer am darauffolgenden Mittag — haben, soweit Vergleiche bisher möglich, die radikalste Vernichtung eines großen zusammenhängenden Stadtgebietes und im Verhältnis zur Zahl der

Einwohner und der Angriffe die weitaus schwersten Verluste an Menschenleben hervorgerufen. Eine Stadtsilhouette von vollendeter Harmonie ist vom europäischen Himmel gelöscht. Zehntausende, die unter ihren Türmen werkten und wohnten, sind in Massengräbern beigesetzt, ohne daß der Versuch einer Identifizierung möglich gewesen wäre.

An anderer Stelle dieses Artikels heißt es:

Was ist die Wahrheit?

Am späten Abend des 13. Februar, eines Dienstags, warfen starke Kampffliegerverbände den Kern der Stadt beiderseits der Elbe und den darum gelagerten Siedlungsring mit einer Unzahl von Bomben in Brand und Trümmer. Nur einmal vorher, im Herbst 1944, war ein knapper Ausschnitt dieses Gebietes, im Westen der inneren Altstadt, angegriffen worden. Jetzt umschloß der feurige Kreis viele Quadratkilometer dichtbebauten Geländes, und auf jedem Plan von Dresden kann man ablesen, was dort stand: Wohnviertel, Geschäftsstraßen und einige Dutzend öffentlicher Bauten, deren Tore seit Jahrhunderten der Kulturwelt offenstanden.

... aber reden werden auch die Steine, die voller Zerstörungswut niedergerissenen Quader, welche, unwahrscheinlich übereinandergeschoben, Straßenzüge über Hunderte von Metern in nur mühevoll übersteigbare Gesteinspartien verwandelt haben. Schrieben drei Völker des Abendlandes einst und bis in diese Zeiten den Ausdruck ihres Wollens in den Umrissen kühner und schöner Bauten an den Himmel — hier hat der Geist der Verneinung seine ungefügen Zeichen im zerbroche-

nen Auf- und Grundriß eines unserer edelsten Städtebilder hinterlassen.

Man muß diesen Artikel in Goebbels' Zeitung „Das Reich“ aus der Stimmung und der Lage heraus bewerten, in der sich damals die Größen des Dritten Reiches befanden: der Krieg war verloren, hoffnungslos verloren. Und damit war auch für sie das Ende gekommen, das Ende mit Schrecken, vor dem sie sich fürchteten.

Doch sie wollten weiterleben, und sei es nur für wenige Wochen und sei es auch für den Preis von vielen tausend unschuldigen Deutschen, die wehrlos wie Schlachtlämmer Bomben und Bordwaffen, Stalinorgeln und den von Ost und West vorstürmenden Panzern ausgeliefert waren.

Um diese Galgenfrist zu erreichen, war jedes Mittel recht. Die geschickte Mischung von Wahrheit und Dichtung, die noch durch eine glänzende und gut formulierte Darstellungsweise in ihrer Wirkung erhöht wurde, war Goebbels' starkes Machtmittel.

Man wird vieles, was hier in den ersten Märztagen 1945 in der Wochenzeitung „Das Reich“ stand, als gescheit und richtig gesehen anerkennen müssen. Erst ganz zum Schluß kommt der teuflische Pferdefuß zum Vorschein; da heißt es:

Doch wird sich die beispiellose Dresdner Katastrophe wahrscheinlich in solch einem Umfang nicht wiederholen können, weil frühere Luftangriffe in die Städte und Anlagen Baulücken gerissen haben, die die Entstehung so ausgedehnter zusammenhängender Flächenbrände verhindern. So bleibt zu hoffen, daß die Tragödien dieses Dresdner Februars, die ungezählt sind, nicht mehr überboten werden.

Anders ausgedrückt, bedeutet dieser „Trost“ weiter nichts als: Ein Riesenflächenbrand wie in Dresden kann sich deshalb nicht wiederholen, weil die meisten Städte Deutschlands schon so hoffnungslos zertrümmert sind, daß das Feuer keine Nahrung findet; denn Trümmer und Schutt können nicht mehr brennen.

Hier offenbart sich der ganze Zynismus der Machthaber in erschreckender Nacktheit. Selbst die durch Bomben gerissenen Lücken haben also ihr Gutes, sie werden gewissermaßen in eine Kraft- und Trostpille umgewandelt, die das deutsche Volk zum Weiterkämpfen ermutigen soll.

Terror regiert

Zwei Tage nach der Vernichtung Dresdens wurde das Standrecht oder, wie man es seinerzeit nannte, das „Standbefehlsgesetz“ verkündet. Auf Plünderung, Fahnenflucht, Leichenfledderei, defätistische Äußerungen stand die Todesstrafe. Die Vollstreckung konnte ohne die vorher notwendig gewesene Unterschrift oder Bestätigung der „höchsten“ Stellen erfolgen.

*

Schütze Sorge, der seine Eltern aus dem zusammengestürzten Grundstück bergen wollte und von Soldaten aus dem Feuerbrand am 13. Februar gerettet worden war, hatte zwei Tage in irgendeinem Keller am Rande der Stadt gelegen. Langsam konnte er wieder etwas sehen, obgleich seine Augen noch rot entzündet und verschwollen waren. Die zerschundenen Hände hatte ihm jemand verbunden. Wer — das wußte er nicht.

Sechzehn Stunden hatte er in einem ohnmachtähnlichen Schlaf gelegen. Der Junge von 18 Jahren in Soldatenuniform. Im Morgengrauen des 15. Februar kehrte er mit Hacke und Spaten nach der Zöllnerstraße zurück.

Erst konnte er sich gar nicht zurechtfinden. Dabei kannte er jeden Winkel in der Johannstadt wie seine Hosentaschen. Über Berge von Trümmern arbeitete er sich hinweg. Kletterte er auf einer Straße oder dort, wo einst Häuser standen? Es war nicht festzustellen. Die vielen Toten, die herumlagen, erschreckten ihn nicht mehr. Zu viele hatte er schon gesehen. Der Junge von 18 Jahren war abgestumpft.

Einige Male stieg er dicht an dem eingefallenen Haus vorbei, in dessen Keller er seine Eltern und Geschwister wußte.

Dann erkannte er plötzlich das Haus, das Haus, in dem er seine Jugend verbracht hatte. Das Herz klopfte ihm bis zum Halse. Weit und breit kein Mensch. Nur Trümmer und Rauch. Schwelende Berge heißen Gesteins.

Ein Stück des weißen Pfeils an der Mauer wies ihn zum Luftschutzkeller. Er hob die Hacke, schlug sie gegen die Mauer. Mit verzerrtem Gesicht, voller Hoffnung und Zweifel, wartete er auf Antwort, auf ein Klopfzeichen, wie er es in der Nacht zum 14. Februar nach dem ersten Angriff gehört hatte.

Stille.

Nur das eigenartige Geräusch noch knisternder Brände. Nochmals schwang er das Werkzeug. Abermals Stille! Wie rasend schlug er gegen die Trümmer. Er fühlte etwas Furchtbares auf sich zukommen.

Lauschend, totenblaß hielt er ein. Kam nicht Antwort aus der Tiefe?

Aufschluchzend preßte er die Hände gegen die Ohren. Die prasselnden Brände schienen ihn zu narren. Er warf sich auf den Boden und legte das Ohr gegen die Mauer.

„Mutter!“ rief er laut. „Vater! Hört ihr mich nicht? Hier ist Werner! Ich bin da! Ich will euch retten.“

Angestrengt lauschte er.

Stille! Tiefe Stille!

Wilde Verzweiflung packte den jungen Menschen. Es konnte doch nicht möglich sein. Seine Mutter, seine geliebte Mutter, sein Vater, seine Geschwister, sie konnten doch nicht tot sein? Verbrannt und erstickt? Und er, er lebt noch.

Nein! So grausam konnte das Schicksal nicht sein. Sicher hatten sie sich retten können. Gar keine Frage. Natürlich hatten sie sich retten können. Weshalb war er nur gleich so kleinmütig gewesen. Zu dumm von ihm, zu glauben, er sei allein und verlassen auf der Welt. So sprach er sich selbst Mut zu.

Er weinte und lachte durcheinander. Dann übermannten ihn erneute Zweifel. Waren sie doch erstickt? Lebten sie vielleicht doch nicht mehr?

Fieberhaft begann er nach einem Eingang zu suchen. Jetzt, da die Gluten erloschen waren, ging es. In der Bombennacht war es unmöglich gewesen, da hatte alles gebrannt. Er erkletterte den Trümmerberg über dem Haus. Aber auch vom Hof aus fand er keinen Weg in den Keller.

Als die Nacht kam, gab er die vergeblichen Versuche auf. In einer Ecke, zwischen rauchenden Trümmern, schlief er erschöpft ein.

Den ganzen Tag hatte er nichts gegessen.

Es war schon heller Tag, als er erwachte. Detonationen weckten ihn. Waren es Bomben oder Abschüsse? Er wußte es nicht. Vielleicht Zeitzünder? Dann erinnerte er sich der grausamen Wirklichkeit.

Mühsam erhob er sich. Jeder einzelne Muskel schmerzte. Wie gerädert fühlte er sich. Der Magen knurrte.

Schütze Sorge entsann sich der Mauerdurchbrüche. Neue Hoffnung belebte seine Kräfte. Er versuchte, erneut in den Keller einzudringen. Straßauf, straßab. Vielleicht war es das achte oder zehnte Haus, wo es ihm gelang, einen Eingang freizulegen.

Er stieg in die Dunkelheit hinab. Stickende Hitze schlug ihm entgegen. Ein süßlicher, beizender Gestank erfüllte den Raum. Im Schein seiner Taschenlampe sah er sie liegen, die einst das Haus bewohnt hatten. Viele Frauen, viele Kinder, fast keine Männer. Schatten huschten an ihm vorbei. Ratten.

Sorge packte der Ekel. Er mußte sich übergeben.

Zurück! Raus aus diesem Totenkeller voller verwesender Leichen.

An der Luft wurde ihm wieder besser. Dann stieg er wie unter einem Zwange abermals hinab. Vielleicht fand er den Mauerdurchbruch.

Er fand ihn. Im Keller des Nebenhauses der gleiche entsetzliche Anblick. Der übernächste Keller war verschüttet.

So kam er nicht weiter.

Wieder stand er auf der Straße. Mit seinen schwachen Händen versuchte er, die Mauer mit dem weißen Pfeil zu durchbrechen.

Menschen kamen vorbei. Er flehte sie an, ihm doch zu helfen.

Die Antwort war Schweigen. Jeder, der hier vorüberkam, suchte selbst Hilfe. Suchte Angehörige.

Gegen ein Päckchen Tabak tauschte er sich ein Stück trockenes Brot ein. Dann arbeitete er weiter.

Nach zwei Tagen hatte er es endlich geschafft und die Mauer durchbrochen.

An einem Drahtseil ließ er sich in den Keller hinab. Im letzten schwachen Schein seiner Taschenlampe fand er sie dann, sie, die seine Eltern und Geschwister waren. Unter den vielen anderen, die dort unten lagen, erkannte er sie nur noch an den Kleidungsstücken.

*

Wie lange er dort unten gewesen war, wußte er später nicht mehr auszusagen, als man ihn völlig erschöpft auffand, den Jungen von 18 Jahren, den Jungen in Uniform. Wegen Fahnenflucht stellte man ihn vor ein Sondergericht.

Dem Untergang entgegen

Für die Dresdner bedeutete die Vernichtung ihrer Stadt den Schlußstrich unter eine Politik, die das ganze deutsche Volk in ein Chaos ohne Ausweg geführt hatte. Für sie war der Krieg zu Ende. Man wußte, daß der Russe Vorbereitungen zum letzten entscheidenden Angriff traf. Eine kaum befestigte neue Kampflinie täuschte nicht darüber hinweg, daß das Ende des Krieges bevorstand.

Im Westen sah es nicht anders aus. Unaufhaltsam drangen die Amerikaner und Engländer vorwärts. Die

Außenforts der „Festung Deutschland“ waren von den westlichen und östlichen Angriffsarmeen genommen. Der Ausgang der Endschlacht stand fest. Es konnte nur noch wenige Wochen dauern.

Millionen deutscher Soldaten befanden sich schon in Gefangenschaft. Nichtendende Ströme feldgrauer Männer wanderten den unendlichen Weiten Rußlands zu. In ein ungewisses Schicksal. Jeder Marschtag vergrößerte den Abstand zur Heimat. Jeder Marschtag ließ die Hoffnung tiefer sinken, jemals Frau, Kinder, Eltern und Geschwister wiederzusehen. Viele hatten Angehörige in Dresden. Die Ungewißheit, ob sie noch lebten oder in der Dresdner Todesnacht umkamen, vertiefte ihre Hoffnungslosigkeit.

Es war schon eine schwere Zeit. Für alle! Für die, die 1914 bis 1918 im Dreck gelegen und gehungert hatten, die dann den ganzen Krieg von 1939 bis 1945 in verstärkter Auflage erneut erlebten, und für jene, die in der Heimat die „Front“ halten mußten, nämlich die Zivilbevölkerung.

Die Gewißheit des bevorstehenden totalen Zusammenbruchs lähmte. Die Ausweglosigkeit höhlte geradezu aus. Jeder fühlte sich leergepumpt, einfach ausgesaugt. Am liebsten hätte man sich irgendwo hingelegt, um nicht wieder aufzuwachen. So miserabel war es dem einzelnen zumute.

Und die Dresdner spürten es doppelt. Der 13. und 14. Februar hatten sie seelisch und physisch zermürbt.

Männer gab es schon noch. Wenn auch wenige. Jüngere und ältere. Die mittleren Jahrgänge moderten in aller Herren Ländern. Vom Nordkap bis Afrika, von der Biskaya bis an die Wolga. Ein Wahnsinniger stand

noch an der Spitze des Reiches. Er und seine Trabanten konnten sich noch immer nicht damit abfinden, daß es vorbei war. Endgültig und unabwendbar. Daß sie ein Reich, ein Volk und ihr Leben in einem Vabanquespiel verloren hatten.

Dieses Leben erschien ihnen aber wertvoll. So wertvoll, daß es noch mit Strömen von Blut verteidigt werden mußte. Jeder, der die Panzerfaust oder die Knarre in die Hand gedrückt bekam, sollte es sich zur Ehre anrechnen, kurz vor Toresschluß den Heldentod sterben zu dürfen.

Und die Organisation lief an. Jetzt gab es keine Uk.-Stellungen mehr. Bitte! Wo waren die Arbeitsstätten? Wie konnte die Unabkömmlichkeit jetzt noch nachgewiesen werden?

„Hinein in den Volkssturm!" Das wurde zur Parole für die überlebenden Männer Dresdens. Ohne Rücksicht, ob Frauen und Kinder oder die Eltern unter den Trümmern lagen, ob der Mann durch die Katastrophennacht noch unentbehrlicher geworden war, er wurde eingezogen.

Jeder Ausgebombte — und das waren in Dresden fast alle —, der sich meldete, um den Fliegerschadenschein zu erhalten, empfing anschließend den Gestellungsbefehl zum Volkssturm. Ob die Familie irgendwo über die Landstraßen zog, die Frau krank oder verletzt in einem ausgebrannten Kellerloch lag, war gleichgültig. Mit dem Einberufungsbefehl lösten die Machthaber das Flüchtlingsproblem auf ihre Weise.

Auf den Dienststellen, auch in den Büros der Partei, die für diese Aktion verantwortlich zeichneten, kam es zum offenen Aufruhr, aber unerbittlich wurde durchgegriffen.

Dann knallten die ersten Schüsse, und Männer baumelten.

Das konnte aber viele nicht abhalten, zu flüchten. Schon um diese Zeit erhielten die Sandsteinhöhlen der Sächsischen Schweiz und die Wälder des Erzgebirges heimliche Bewohner, die nachts über die Felder streiften und Schlingen stellten.

Dort vereinigten sie sich mit Männern in grauer Uniform. Die Armeen befanden sich in voller Auflösung, aber ohne Gnade füsilierte man jeden, den man in die Finger bekam.

Eine ganz andere Art von Menschen hatte sich über Nacht zusammengefunden. Die Ausländer.

Sehr viele Schilderungen über das mannhafte, beispielhafte Verhalten der Ausländer liegen vor. Unter Einsatz ihres Lebens retteten sie Frauen und Kinder aus den Bränden. Auch sie erlebten die Angriffe und bangten um ihr Leben. Sie froren, hungerten oder erstickten und verbrannten. Genau wie die Dresdner und die Flüchtlinge.

Aber unter ihnen gab es eine ganz bestimmte Sorte. Solche, die auch in der eigenen Heimat nicht viel galten. Sie witterten Morgenluft. Und alles war so einfach! Man brauchte sich nur zu bücken. Man konnte ernten, ohne gesät zu haben. Der Reichtum lag auf der Straße. In Form zahlloser Koffer, aber auch in Gestalt von Toten.

Die schwelende Stadt war tagsüber fast menschenleer. Nur zögernd wagte man sich hinein.

Aber nachts! Da blieb keiner zwischen den Trümmern und den Toten, die mit offenen, schreckgeweiteten, erloschenen Augen in den nachtschwarzen Himmel starrten.

Leichenfledderer waren am Werk. In der Finsternis tauchten diese unheimlichen, huschenden Gestalten auf. Auf leisen Sohlen schlichen sie umher. Sammelten die Koffer auf und erbrachen sie. Was wertvoll erschien, wurde mitgenommen. Auch vor den Toten schreckten sie nicht zurück. Brieftaschen, Ringe, Uhren stahlen sie. Es lohnte sich schon. Jeder Tote trug seine letzten Kostbarkeiten bei sich.

Geheimläger füllten sich mit unermeßlichen Werten.

Endlich kam man dem lichtscheuen Gesindel auf die Spur. Systematisch kesselte man die Leichenfledderer ein. Dann knallten auch schon die Gewehre. Gleich zwischen den Trümmern, wo man sie gefaßt hatte. Dieses harte Gesetz war von jeher in Kraft und wurde von allen Nationen gleichermaßen geübt.

Mancher Wachtmeister und Soldat, der an diesen Exekutionen teilnahm, ahnte nicht, daß er damit auch sein Leben verwirkte.

Diese Erschießungen wurden nach 1945 geahndet. Sie fielen unter den neuen Begriff „Verbrechen gegen die Menschlichkeit". Und wenn nachgewiesen werden konnte, daß der Wachtmeister oder der Soldat an Erschießungen teilgenommen hatte, verlor er sein Leben.

Vieles hat sich inzwischen geändert. Auch die Auffassung über diese Art von „Verbrechen". Aber nach 1945 genügte ein unbedacht ausgesprochenes Wort. Ein Denunziant fand sich immer, und seine Aussage genügte.

Gerüchte

Noch ein anderes bewegte die Gemüter der Dresdner: Gerüchte!

Was der Mensch mit seinen fünf Sinnen nicht erfassen kann, was ihm somit unheimlich erscheint, kleidet er in Gerüchte. Es ist eine Flucht vor der Ungewißheit, ein Tasten nach Erkenntnis.

Irgendeiner spricht es aus. Wie ein Schall pflanzt das Gerücht sich fort, wird zur Lawine, die nicht mehr zu halten ist.

Gerüchte finden auch dort den besten Nährboden, wo die Freiheit verlorenging, die Wahrheit unterbunden wird. Die freie Willensäußerung, ohne Furcht vor Bestrafung oder Zwangsmaßnahmen, läßt kein Gerücht aufkommen. Jede Handlung in aller Öffentlichkeit führt wohl zur Diskussion, aber nicht zur einseitigen Stellungnahme im positiven oder negativen Sinne.

Freiheit, Wahrhaftigkeit! Im Dritten Reich fehlte das eine wie das andere. Ein solches System läßt keinen Menschen größer werden als 1,60 Meter. Wer kleiner als 1,60 Meter ist, kann sich bewegen, ohne aufzufallen. Wer dieses Maß überschreitet, muß sich entweder bücken, oder sein erhobenes Haupt fällt unter dem rhythmischen Schwung der Sense, die knapp über 1,60 Meter in ununterbrochener Folge dahinsaust.

Gerüchte werden aber auch bewußt von einer totalitären Staatsführung lanciert. Sie bilden sogar einen wesentlichen Bestandteil der Propaganda. Man kalkuliert mit diesem machtvollen Faktor.

In Dresden glaubte man, mit der Person Hitlers den Stimmungsumschwung herbeiführen zu können. Man nahm an, daß sein Name schon genügen würde, die schwergeprüfte, entmutigte Bevölkerung aufzurichten. Deshalb auch die Plakate und das Gerücht: Hitler ist in Dresden! Mit dem Hubschrauber soll er sich stunden-

lang die Verwüstungen angesehen haben. Von Stadtteil zu Stadtteil sei er geflogen.

Und warum? Weshalb?

Die Antwort: Deutsche Wissenschaftler hätten eine furchtbare Waffe entwickelt. Hitler habe sich bisher geweigert, mit ihr den Krieg zu beenden. An den Zerstörungen Dresdens wolle er sich nun die Kraft und die Überzeugung holen, daß es jetzt keine Bedenken mehr geben könne, diese Waffe, eine Bombe besonderer Art, einzusetzen.

Tatsache ist, daß Hitler Dresden nach dem 13. Februar 1945 nicht gesehen hat. Genauso ist es Tatsache, daß Hitler nie eine zerstörte Stadt betreten hat. Als er sich kurz vor seinem Tode nach Berlin zurückzog, sah er zum erstenmal die Auswirkungen der feindlichen Luftbombardements.

Man fragt sich, wie konnte es überhaupt zu diesem Hitler-Gerücht kommen?

Daß Dresden verschont geblieben war, mußte nach der Auffassung der Bevölkerung seine besonderen Gründe haben. Man suchte die Erklärung im Gerücht. Angeblich hatte Churchill seine Jugend in Dresden verbracht! Oder es wurde behauptet, eine Tante des englischen Premiers wohne im „Englischen Viertel“ oder, was bereits früher gesagt wurde, Dresden wäre zur Stadt der Verwundeten oder zum Ort der Friedenskonferenz erklärt worden!

Das Gerücht um Hitlers Besuch mußte als Gegenpropaganda lanciert worden sein. Die Dresdner behaupteten, die Westmächte hätten Hitler ein Kapitulations-Ultimatum gestellt und im Falle einer Ablehnung die Vernichtung bestimmter Städte, darunter

auch Dresden, angedroht. Hitler habe abgelehnt und sei somit an der Zerstörung Dresdens mitschuldig.

Tatsache ist, daß Dresdner von diesem Angriff vorher unterrichtet waren. Die Warnung soll über Feindsender gekommen sein. Es liegen Zuschriften und Zeugenaussagen vor. Man nannte Namen und behauptete, daß Kinder aus den Schulen geholt worden seien. Andere verließen fluchtartig im Laufe des 13. Februar die Stadt; hüteten sich allerdings die Möglichkeit eines Angriffs zu kolportieren.

Ob auch unterirdische Verbindungen zu den Westmächten bestanden haben, kann nicht bewiesen werden. Sicherlich werden aber an bestimmte Leute Warnungen gegeben worden sein.

Dresden — ein riesiges Massengrab

Am dritten Tage nach dem Angriff begann sich etwas wie eine Organisation zur Bergung der Toten abzuzeichnen. Die Leichen wurden zu einer akuten Gefahr.

Wie groß war nun in Wirklichkeit der Grad der Vernichtung, und wie konnte man die ungefähre Zahl der Toten ermitteln?

So, wie Albrecht Merten seine Leute als Tote aufgefunden hatte, so sah es fast überall in Dresden, innerhalb der Todeszone von 28 Quadratkilometern, aus.

Kaum ein Keller, der nicht eine Masse von Erstickten, Verbrannten oder Verschütteten barg. Die Hitze der über den nicht eingestürzten Kellern lagernden Schuttmassen beschleunigte den Verwesungsprozeß. Oder aber der Gluthauch war so stark, daß die Leichen zu Mumien zusammenschrumpften.

Im Zentrum selbst, in der Enge der alten Bauweise, waren weite Strecken nur noch ein einziger Trümmerhaufen. Wo einstmals die Schösser-, Weber- oder Brüdergasse lagen, war nicht mehr festzustellen.

Ähnlich sah es überall aus.

Die Treppenhäuser waren fast ausnahmslos in Steinbauweise ausgeführt. Die einzelnen Stockwerke trugen aber keine Betondecken, sondern Balkenlagen. Vom Dachstuhl beginnend, brannten die Grundstücke herunter, und ein Stockwerk stürzte auf das andere. Zum Schluß fiel die Masse des Gewichts auf die Kellerdecke und brachte diese ebenfalls zum Einsturz. Viele Kellerdecken hielten aber auch stand.

Das Viertel zwischen dem Pirnaischen und dem Seidnitzer Platz, zwischen der Elbe und der Bürgerwiese ist ein einziges Massengrab. Trotz der Nähe des Großen Gartens konnten nur wenige entrinnen. Hier fanden auch die meisten Soldaten den Tod, die vom zweiten Angriff überrascht wurden.

Zu zweit, zu dritt hatten sich die Soldaten, dicht aneinandergedrängt, längs der Häuser hingelegt. Dort fand man sie erstickt und verbrannt auf.

Die gleichen Massengräber befinden sich zwischen der Sidonien- und Ringstraße, zwischen Ammon-, Marien- und Seestraße. Das ganze Zentrum und noch darüber hinaus wurde zum Massengrab der Dresdner Bevölkerung.

*

Darin liegt, es muß immer wieder gesagt werden, der Unterschied zwischen den Luftangriffen auf andere Städte und Dresden. Bei den schwersten Luftangriffen auf Hamburg, Berlin oder andere Großstädte wurden

nur einzelne Stadtteile betroffen. Dresden dagegen wurde in einer einzigen Nacht auf seiner Gesamtfläche angegriffen und vernichtet.

Was an Truppen freigestellt werden konnte, wurde zum Einsatz abkommandiert. Dazu kamen die Männer der Hilfsorganisationen. Vor allem mußten die Toten auf den Straßen geborgen werden. Wo auf einmal die Hunderte von Panjewagen herkamen, jeder mit einem oder zwei Pferden bespannt, erschien fast wie ein Wunder. Zum Teil waren es Militärgespanne. Die Männer in deutschen Uniformen gehörten aber größtenteils den Wlassow-Truppen an. Lange hielt es keiner aus. Man löste in rascher Folge ab. Es war zu grausig.

Systematisch begann man, die Leichen aufzulesen und aneinanderzureihen. Anfangs versuchte man noch, die Toten zu identifizieren. Man rechnete auch damit, daß Verwandte kommen würden, die unter den nebeneinanderliegenden Toten ihre Angehörigen auffinden und erkennen könnten.

Erschütternde Szenen spielten sich ab, wenn man liebste Menschen, die einem einstmals alles bedeutet hatten, als Tote wiederfand.

Es sind auch Fälle bekannt, wo Menschen, die man Seite an Seite mit den Toten zusammengelegt hatte, wieder zum Leben erwachten. Sie erwachten aus einer tagelangen, durch Schreckwirkung hervorgerufenen Ohnmacht.

Ihr Entsetzen war oftmals nicht größer als der Schreck der Bestattungstrupps, die sie als Tote auf einen der Karren werfen wollten.

Wahllos lagen die Opfer durch- und übereinander. Frauen, Kinder, Männer. Wenn der Wagen vollgeladen war, zuckelte das Pferd mit seiner schrecklichen Ladung

ab. Arme, Beine, Köpfe baumelten herab. Kein Mensch achtete darauf. Auch nicht, ob ein Körper entblößt dalag.

Gefangene, meist Russen, und Ostarbeiter schichteten inzwischen die Leichen auf Haufen. Ein nicht abreißender Zug von Pferdefuhrwerken ging in alle Richtungen. Die Wagen kamen leer zurück, um erneut beladen zu werden. Und das Tag für Tag.

Die Arbeit war grausig, entsetzlich. Der Anblick der Toten, in unzählbaren Mengen zu Haufen aufgetürmt, teilweise stark verwest, teilweise mit gräßlichen Verstümmelungen, war unerträglich.

Der stellvertretende Leiter des Propagandaamtes diktierte seiner Sekretärin in einem Bericht nach Berlin wörtlich:

„Die Zahl der schätzungsweise bei den Angriffen ums Leben gekommenen Menschen wird mit 350 000 bis 400 000 geschätzt. In Dresden befand sich in dieser Nacht über eine Million Menschen. Die ursprüngliche Einwohnerzahl betrug etwa 670 000; ein Drittel aller Menschen, die in dieser Nacht in der Stadt waren, ist ums Leben gekommen.“

Die Schweizer Zeitschrift „Flugwehr und Technik“ schreibt dagegen:

„Bei den drei großen Angriffen auf Dresden wird die Zahl der Toten von zuverlässiger Seite mit 100 000 angegeben.“

Bei dieser Meldung wird vermutet, daß nur die Opfer unter den Einwohnern Dresdens gezählt wurden, ohne die Flüchtlinge zu berücksichtigen.

Im Manstein-Prozeß soll der britische Verteidiger Paget von einer Viertelmillion Opfer gesprochen haben.

Auf dem „Weißen Hirsch", dem berühmten Luftkurort Dresdens, arbeitete die Hauptsammelstelle der Polizei. Von dort wurden die Friedhofskolonnen eingesetzt.

Die Polizei-Einsatzstellen wußten von vornherein, daß sie niemals die Toten identifizieren konnten. Trotzdem versuchte man diese unlösbare Aufgabe.

Hier soll nur von zwei Friedhöfen berichtet werden.

Ununterbrochen wurden die Leichen auf den Johannisfriedhof in Tolkewitz gefahren. Nebeneinander wurden sie gelegt. Soldaten, Zivilisten, Frauen und Kinder. Oft war es gar nicht festzustellen, ob Frau, Mann oder Kind. Man suchte nach Papieren. Fand man sie, so wurde eine gelbe Karte ausgestellt und bei den Toten gefundene Gegenstände in einem Wertbeutel gesammelt. Die Namen wurden in Listen eingetragen. Die Nummern stimmten mit den gelben Karten, dem Wertbeutel und der Liste überein. Die Wertsachen wurden im Polizeiamt Königsufer zwecks späterer Aushändigung an Verwandte verwahrt. Nicht zu identifizierende Tote, sogenannte „Unbekannte", erhielten eine rote Karte.

Dieses Registrieren wurde zur Qual. Mancher Beamte klappte zusammen, er konnte nicht mehr. Tag für Tag nur Tote. Bei Regen, Schnee, Frost, im Freien. Später die zunehmende Erwärmung im März und April. Also ein oder zwei Monate später! Gummihandschuhe gab es nicht ausreichend. Vom frühen Morgen bis zum Einbruch der Dunkelheit: alltags, sonntags, am Karfreitag, die Osterfeiertage — immer nur Tote registrieren! Gefangene hoben Reihengräber aus. Eins nach

dem anderen füllte sich mit den unglücklichen Opfern der Dresdner Todesnacht. Sechzig Zentimeter. Mehr Platz gab es für keinen Toten. Und das war noch zuviel.

Dann kamen die Opfer, die man aus den Kellern herausgeholt hatte. Verbrannte. In Zinkbade- und Holzwannen, ja, in Kisten lagen die Überreste. Nur ein Zettel lag obenauf: „32 Tote aus dem Luftschutzkeller des Hauses . . ., Straße Nr. . . .“

Mein Gott! 32 Tote; 32 Verbrannte! Der Inhalt einer Badewanne. Dabei waren die Wannen nicht gefüllt, nicht bis obenhin voll. Aber man wollte die Überreste nicht mit anderen vermischen. O ja! Ordnung mußte sein. Vielleicht auch aus Pietät. So genau wußte man das nicht.

Die wenigsten Frauen konnten identifiziert werden. Frauen haben Hand- aber keine Brusttaschen. Und die Papiere? Sie befanden sich in Handtaschen, die irgendwo umherlagen und um die sich niemand kümmern konnte.

Dabei gab es in der ersten Zeit nichts zu essen. Sämtliche Geschäfte, Läger und Magazine waren vernichtet. Kein Wasser zur Säuberung. Acht Beamte aßen aus einem Napf. Auswaschen? Unmöglich! Das gab es nicht. Es gab kein Wasser. Von weitentlegenen Küchen brachte man das Essen später auf die Friedhöfe. Verdammt noch mal. Es gehörte schon etwas dazu, hier zu essen. Inmitten von verwesenden Leichen.

Ausgebombte Beamte, Flüchtlingsbeamte arbeiteten unentwegt. Sie besaßen nur das, was sie auf dem Leibe trugen. Und die Kleidung stank. Dieser impertinente Gestank verlor sich überhaupt nicht mehr.

Dazu Tag und Nacht Fliegeralarm. Aus den Kleidern kamen sie überhaupt nicht mehr heraus.

Auch das gehörte zu dem stillen Heldentum.

Aber hinterher spricht man bekanntlich nicht mehr davon.

*

Die Friedhöfe reichten nicht mehr aus. Immer wieder kamen die Fuhrwerke mit ihren fürchterlichen Frachten. In ununterbrochener Folge. Es schien überhaupt kein Ende nehmen zu wollen. Dabei reihte sich Massengrab an Massengrab.

Aber draußen, vor den Toren Dresdens, gab es noch Platz. Auf dem Heidefriedhof. Kilometerlang war da Raum für die Toten. Hier bettete man sie zu hundert nebeneinander. Auf den Friedhöfen der Stadt waren es jeweils nur fünfzig gewesen.

Wer einstmals nach Dresden kommen sollte, müßte sich diesen Friedhof ansehen, den Heidefriedhof, draußen vor der Stadt. Unabsehbar reiht sich ein Massengrab an das andere.

Er wird einen kleinen Hügel entdecken. Er ist nicht groß. Höchstens 4 mal 6 Meter. Aber die Aufschrift muß er auf dem schlichten Holzkreuz lesen:

Die Asche von 10000 Menschen bedeckt dieser kleine Hügel von 4 mal 6 Meter!

Das wird er auf dem kleinen schlichten Holzkreuz lesen. Zehntausend Menschen! Die Einwohnerzahl einer Kleinstadt. Alle miteinander unter einem Hügel von vier Meter Breite und sechs Meter Länge.

Zehntausend Menschen!

Am 16. April 1945, zwei Monate später, wurden diese Erdbestattungen eingestellt. Es ging einfach nicht mehr.

Hunderte von Beamten, Tausende von Hilfskräften und Zubringern bestatteten zwei Monate lang Tote.

Welch einmaliges Geschehen!

Der Tod als Erlöser

Die Höhe an Menschenverlusten wurde anfangs gar nicht erkannt. Man hatte die Angriffe erlebt, die brennende Stadt gesehen. Aber wie viele Menschen den Tod gefunden hatten, darüber war man sich völlig im unklaren.

Wohl sah man auf den Straßen und Plätzen die Opfer liegen, wußte auch, daß in den Kellern viele umgekommen sein mußten, aber was sich dann zeigte, übertraf die schlimmsten Erwartungen.

Hier mußte jede Planung und jede vorkehrende Maßnahme versagen. Die Dienststellen wurden vor unlösbare Probleme gestellt. Der Einsatz Hunderter von Pferdewagen zur Bergung der Toten erschien fast sinnlos. Zehntausende schaffte man auf die Friedhöfe, dann begann man in die Keller einzudringen. Jetzt sah man erst, wie ungeheuerlich die Verluste waren. Die meisten Keller waren eingestürzt. Aber die erhalten gebliebenen Keller waren zu Todeskammern geworden. Nicht nur die Hausbewohner, sondern viele Fremde, die sich in die Keller geflüchtet hatten, bedeckten als Leichen die Fußböden.

Unvorstellbare Szenen mußten sich abgespielt haben: das Aufbäumen der unglücklichen Menschen gegen Unabwendbares, die Verzweiflung darüber, eines elendigen Verbrennungstodes sterben zu müssen.

Frauen fand man, die sich schützend über ihre Kinder geworfen hatten. Die Flammen hatten die Kleider von den Körpern gebrannt und sich in ihre Rücken gefressen. Während die Mütter unter gellenden Schmerzensschreien starben, vermochten sie doch nicht, das Leben ihrer Kinder zu retten.

In anderen Kellern saßen die Toten. Lehnten an den Wänden, hatten die Beine in bequemer Stellung gekreuzt oder lagen mit verschränkten Armen unter dem Kopf auf dem Boden. Fast friedlich wirkten sie. Als ob sie schliefen. Sie waren auch friedlich eingeschlafen, ohne Todeskampf. Kohlenoxydgas!

Andere zeigten Schußverletzungen. Wer eine Waffe besaß und keinen anderen Ausweg mehr sah, beendete sein Leben durch einen Schuß. Frauen und Kinder wurden durch Pistolenschüsse von ihren Leiden befreit.

Das waren die Glücklicheren unter den Opfern Dresdens.

So hatte jeder einzelne Keller seine Tragödie gehabt. Die Lage der Toten zeugte von ihrem Ende, ob grausam oder weniger furchtbar.

Aber wie wollte man jemals mit der Bergung der Toten fertigwerden? Am dritten Tage mußte in normalen Zeiten jeder Verstorbene der Erde übergeben sein. Und jetzt? In Dresden.

Immer mehr Hilfskräfte wurden herangezogen. Wann würde sich jemals auf den Friedhöfen das letzte Massengrab schließen? Es war nicht vorauszusehen. Wer gewagt hätte zu behaupten, daß trotz einmaliger, noch nie dagewesener Maßnahmen erst zwei Monate später das letzte Grab geschlossen würde, dem hätte man nicht geglaubt. Und doch dauerte es so lange. Und es hätte noch viel länger gedauert. Aber der Zustand der Leichen ließ es einfach nicht mehr zu, sie zu bestatten.

*

Überall standen Soldaten mit entsichertem Gewehr. Plünderungen, ein Griff in einen Koffer oder das Ab-

nehmen einer Uhr wurde sofort standrechtlich geahndet. Allerorts krachten Schüsse. Es waren aber nicht nur die Ausländer, die sich an dem Eigentum der Opfer vergriffen. Auch Deutsche waren darunter, Männer wie Frauen.

Mancher Sowjetgefangene erlag der Versuchung. Was herrenlos umherlag, hatte er noch nie gesehen oder gar besessen. Raubgier war es kaum. Mehr der Wunsch des Besitzenwollens. Verständnislosigkeit, ein kindliches Staunen lag in den Blicken der Gefangenen, wenn man sie ertappte, sie zwischen die Trümmer führte und niederschoß. Dumpf ergeben, ließen sie sich abführen. Nicht einmal der Gedanke, Widerstand zu leisten, schien ihnen zu kommen.

Ohne innere Anteilnahme, ohne ein Zeichen der Bewegung wurden die Hingerichteten dann von ihren Landsleuten auf einen der gerade abfahrenden Wagen geworfen.

An den wenigen Straßen, die passierbar gemacht worden waren, standen Männer mit Listen. Jeder hinausfahrende Wagen wurde gezählt. Tagelang. Dann gab man es auf. Die Registrierung wurde auf den Friedhöfen fortgesetzt.

Tagaus, tagein rollten die Wagen. Langsam kam man dem Zentrum näher. Dort herrschte das Grauen. Bombentrichter, in die man ein kleines Haus hätte stellen können, waren mit Toten bis obenhin gefüllt. Auf ihrer Flucht vor dem Feuer, vor dem Rasen der Bomben waren sie hineingestürzt. Immer mehr und immer mehr, bis sie fast den Trichter ausfüllten.

Aus einem einzigen solchen Todestrichter wurden 387 Leichen geborgen.

Aber mit der fortschreitenden Verwesung stieg auch die Seuchengefahr.

Verbrennung der Leichen auf Scheiterhaufen schien der einzige Ausweg zu sein. Wer diesen Gedanken zuerst aussprach, blieb unbekannt; es war eine Idee, die nur die Not gebären konnte.

Man war sich anscheinend darüber klargeworden, daß die Leichen nur durch ein radikales Mittel beseitigt werden konnten.

Seit undenklichen Zeiten hatte die ärztliche Wissenschaft durch hygienische Maßnahmen die Seuchen, wie Cholera, Pest und wie sie alle heißen, gebannt. Man kannte die Ursachen dieser Seuchen, die ganze Städte und Landstriche entvölkerten. Dresden mußte zur Brutstätte einer fürchterlichen Gefahr werden. Deshalb wurde der Gedanke, die Leichen auf Scheiterhaufen zu verbrennen, Wirklichkeit.

Was seit dem dunkelsten Mittelalter nur noch aus Geschichtsbüchern, bestenfalls aus Erzählungen bekannt war, wurde in Dresden zur Wirklichkeit, wenn auch unter anderen Voraussetzungen.

Aber wo gibt es eine Parallele? Wo sah sich in den letzten Jahrhunderten ein Volk gezwungen, die unzähligen Opfer weniger Stunden verbrennen zu müssen, weil eine Bestattung einfach unmöglich war? Es gibt kein Beispiel.

Möge der Allmächtige eine Wiederholung für immer und ewig verhüten!

Die Tränen der Opfer, die Tränen der Hinterbliebenen füllen Ozeane. Es gibt keinen Staatsmann der Welt, der nur mit dem leisesten Gedanken an einen

neuen Krieg spielen würde, wenn er die schwelenden, rauchenden Scheiterhaufen in Dresden gesehen hätte; die unglücklichen Opfer weltpolitischer Auseinandersetzungen.

*

Dort, wo die beiden Wasserbecken auf dem Altmarkt standen, die Becken des Teufels, die schon zweimal zu Menschenfallen wurden, gefiel es Luzifer zum dritten Male, diesen Platz zur radikalsten Massenvernichtung auszuersehen.

Gegenüber dem Kaufhaus Renner wurden Roste aus Eisenträgern errichtet. Sie erhoben sich ein halbes Meter über dem Erdboden. Krematorien unter freiem Himmel.

Man legte die Toten übereinander. Eine Schicht nach der anderen. So, wie man sie eben angefahren brachte.

Wie wenig Platz ein toter Mensch doch beansprucht! Hunderte wurden zu Haufen getürmt. Ein Scheiterhaufen enthielt 450 bis 500 Menschen. Es schienen viel weniger zu sein.

Jede Schicht wurde mit Benzin getränkt. Brennmaterial lag unter den Rosten. Ein Streichholz, ein winziges kleines Streichholz, entfachte das Feuer. Und dann loderten die Flammen empor.

Alle jene jetzt unkenntlichen Menschen hatten auch ihr Schicksal gehabt und ihr Leben gelebt. Wahllos lagen sie übereinander. Soldaten in Uniformfetzen — in wie vielen Schlachten mochten sie ihren Mann gestanden haben? Männer in einst eleganter Kleidung, die noch den erstklassigen Schneider verriet. Sicher hatte es das Schicksal bisher gut mit ihnen gemeint.

Alte Männer und Frauen! Sonnenschein und trübe Wolken werden ihre Begleiter gewesen sein. Einfache Frauen, blonde Mädchen, Männer in Arbeitskleidung, Buben mit kurzen Hosen, Mädel mit langen Zöpfen, Kleinkinder, Säuglinge.

Fast behutsam wurden die Kinder von rauhen Fäusten hochgehoben und zu den Erwachsenen gelegt. Ihr Anblick erschütterte jeden, ganz gleich ob Angehöriger einer feindlichen Nation oder Deutscher. Der Tod, der unbarmherzige Tod, hatte wahllos zugepackt. Er hatte nicht danach gefragt, als er die Leben an sich riß, ob jung, ob alt, ob sie vollendet oder unvollendet waren. Der Tod und die Bomben hatten gnadenlos Ernte gehalten. Eine traurige, eine furchtbare Ernte.

Nun waren sie alle, ohne Ansehen der Person, ohne Unterschied der Klasse oder Kaste, im Tode vereint. Zur gleichen Stunde hatten sie ausgelitten und zur gleichen Stunde gingen sie gemeinsam in Flammen und Rauch auf.

Kaum waren sie sich im Leben begegnet, und nun lagen sie still und dicht beieinander. Keine Blume würde jemals ihr Grab schmücken, kein Angehöriger konnte an ihren Gräbern weinen.

Heimkehrende Männer werden unter den Trümmern Dresdens ihre Frauen und Kinder suchen. Kinder ihre Eltern, Mütter vergeblich auf die Rückkehr ihrer Söhne warten.

Dresden, das Massengrab unzähliger Flüchtlinge, wird niemals die Zahl und die Anonymität seiner Toten enthüllen können. Generationen wurden ausgelöscht, geflüchtete Einwohner ganzer Dörfer vom Tode überrascht. Keine Verwandten werden nach ihnen fragen, weil auch sie sich unter den Opfern befinden.

Die Scheiterhaufen loderten Tag und Nacht. Kilometerweit roch es nach verbranntem Fleisch, nach brennender Kleidung. Hügel von Knochenresten und Asche türmten sich auf.

Man konnte die Stadt nur mit einer Gasmaske oder mit einem nassen Tuch vor Mund und Nase betreten. Der süßliche, penetrante Geruch erzeugte Übelkeit und Erbrechen.

Die Flammen loderten ohne Unterbrechung Tag und Nacht und Nacht und Tag. Und immer fanden sie neue Nahrung. Die Zufuhren wollten kein Ende nehmen.

Die deutschen Einsatztrupps wurden laufend abgelöst. Die Grenzen des Erträglichen, des Zumutbaren waren weit überschritten. War aber diese Verbrennung der Leichen schon das Schlimmste?

Nein, es gab noch Unerträglicheres. Neben den Deutschen, die sich freiwillig gemeldet hatten, die es einfach als ihre Pflicht auffaßten, sich dieser unmenschlichen Tätigkeit zu unterwerfen, wurden die Gefangenen zu stillen Helden jener Tage. Nicht aus eigenem Wollen, sondern aus der Notwendigkeit heraus.

Unermüdlich schleppten sie ihre grausigen Lasten herbei. Sie entwickelten sich zu Spezialisten beim Bergen der Toten. Drahtseile zogen sie unter die Leichname, hoben sie empor und schleuderten sie mit unfehlbarer Sicherheit auf die bereitstehenden Wagen.

Mit wenig Nahrung im Leibe mußten sie das tun, was sonst keiner aushielt. Aber auch hier waren von der Natur Grenzen gesetzt. Einer nach dem anderen klappte zusammen; die Kräfte versagten.

Langsam sahen auch die Befehlsstellen ein, daß man Unmenschliches verlangte. Die Verpflegung wurde deshalb wesentlich verbessert. Und nun waren es vor

allem die Ostarbeiter, die sich geradezu nach dieser schaurigen Tätigkeit drängten. Daß es Schnaps gab, war auch ein Anreiz.

Alkohol spielte überhaupt für jeden, den die Pflicht in das Stadtinnere rief, eine erhebliche Rolle. Alle tranken, soviel sie erhalten konnten.

Es wäre sonst auch unmöglich gewesen, in der Grabesluft nur kurze Zeit auszuhalten.

Die Sonne schien in jenen Februartagen aus wolkenlosem Himmel. Sie leuchtete in aller Pracht. Wie seit Millionen Jahren schon. Es schien einfach unbegreiflich, unfaßbar, daß sie nicht ihr Antlitz verhüllte. Es war doch unmöglich, diese Stätte des Jammers, diese Stadt des Todes und der Verwesung mit warmen, leuchtenden Strahlen zu übergießen, statt sie mit den nachtschwarzen Fittichen des Todes zu bedecken.

Es offenbarte sich erneut die Unendlichkeit der Natur, die unabhängig vom menschlichen Sein und Vergehen die Größe und die Gesetzmäßigkeit des Alls bestätigt. Diese Menschheitstragödie, so fürchterlich sie nach unseren Begriffen ist, wurde nicht einmal als ein Hauch vermerkt, der den blanken Spiegel der Unendlichkeit nur einen Augenblick trüben könnte. Ob die Taten der Menschheit, die Verantwortlichkeit des einzelnen irgendwo im Unverständlichen, niemals zu Ergründenden, registriert werden, kann Menschengeist niemals erforschen. Sollte es so sein, dann wehe jenen, die sich Macht verschafften und diese in Umkehrung des Göttlichen ins Negative verwandelten.

Die Tat, ob gut oder schlecht, wird bereits auf Erden gewertet. Sie bestimmt den Ablauf des Geschehens. Sie bringt ihrem Urheber Ruhm oder Verdammnis. Aber auch hier offenbarte sich die Umkehrung der Werte.

Was die eine Seite rühmt, verdammt die Gegenseite, und wenn zwei dasselbe tun, so ist es noch längst nicht dasselbe.

So ist es und so wird es immer bleiben. Im Endeffekt gibt es in jedem Falle immer nur wieder einen Leidtragenden, und dieser wird stets der Mensch sein.

*

Und die Sonne schien unbekümmert auf die Toten und jene, die sich um ihre Bergung bemühten. Die Sonne fragte nicht, ob die Lebenden zu den Leidtragenden oder zu jenen Nationen gehörten, die eine Stadt und ihre Einwohner vom Leben zum Tode befördert hatten.

Die Sonnenstrahlen wirkten grausam. Sie beschleunigten den Verwesungsprozeß der Toten. Unvorstellbar, was von den Lebenden verlangt wurde.

Wochen hindurch hatte man die Toten geborgen. Gummihandschuhe fehlten. Es fehlte überhaupt an allem. Mit den ungeschützten, nackten Händen mußten die Leichen angefaßt werden. Aber jetzt, nach Wochen, hatten sie nichts Menschenähnliches mehr an sich. Es waren stinkende, faulende Bündel, die sich auflösten, einfach zerfielen, wenn man sie emporhob.

Tag für Tag, Woche für Woche war man in die Keller hinabgestiegen. Allerorts. In manchen Kellern lagen Hunderte von Toten. Der Boden war schlüpfrig. Bis zu den Knöcheln wateten die Männer in einer weißen, klebrigen, süßlich-widrig riechenden, breiigen Flüssigkeit. Und aus dieser Flüssigkeit heraus sollte noch das, was einstmals Menschen gewesen waren, geborgen werden? Nein. Das war nicht mehr möglich. Das ging über die Kraft. Das hielten keine Nerven aus.

Lieber hätten sie sich alle, einer wie der andere, an die Wand stellen lassen, aber diese Arbeit konnte einfach nicht mehr verrichtet werden.

Viele Wochen hätten sie noch in diese Keller hinabsteigen müssen.

Trupps mit Flammenwerfern wurden eingesetzt. Sie trugen Schutzanzüge und Gasmasken. Es dauerte einige Zeit, bis man genügend Flammenwerfer heranschaffen konnte.

Dann ging es die Treppen hinab. In die Keller. Ein Feuerstrahl zischte auf.

Wo diese Trupps auftauchten, rannten die Lebenden fluchtartig davon.

Rauchwolken stiegen zwischen den Trümmern empor, fürchterlich riechende Rauchwolken, die den Verbrennungsgeruch auf dem Altmarkt noch übertrafen.

Mit Flammenwerfern wurden die Keller ausgeräuchert, bis nichts mehr übrigblieb. Auch Tische, Stühle, Koffer, Taschen mit Dokumenten verbrannten zu Asche.

Niemals wird festgestellt werden können, wer und wie viele in den Kellern lagen.

So arbeiteten sich die Trupps durch die Trümmer hindurch. Von Keller zu Keller. Es war die einzige und letzte Möglichkeit, die Leichen zu beseitigen.

Aber auch diese neue Art der Totenvernichtung reichte noch nicht aus.

Woche auf Woche verging, ohne daß ein Ende vorauszusehen war, wann der letzte Tote geborgen werden könnte.

Auf den Friedhöfen wurden Massengräber angelegt. Auf dem Altmarkt loderten die Scheiterhaufen. Flammenwerfer räucherten die Keller aus.

Man sah sich gezwungen, ganze Viertel und Straßenzüge abzuriegeln. Das geschah durch hohe feste Mauern, die schnell errichtet wurden und verhindern sollten, daß Unbefugte eindrangen und somit zu Trägern von Seuchen werden konnten. So wurden viele Straßen einfach zugemauert.

Vielleicht sind es 50, vielleicht 70 Prozent aller Toten, die geborgen wurden. Alle anderen liegen noch heute unter den Trümmern Dresdens. Hier werden sie bis zum Jüngsten Gericht ruhen.

Ein ewiges Mahnmal

Vergleicht man das heutige Dresden mit anderen Städten Deutschlands, so ergibt sich folgender Unterschied: In den anderen Städten pulsiert heute neues Leben durch die Straßen. Hier und da waren Häuser stehengeblieben oder nur zum Teil beschädigt worden. Wie Oasen ragten sie aus den Ruinenfeldern heraus.

Aber sie wurden zu Keimzellen neuen Aufbauwillens, wurden zu Schlüsselpunkten, an die sich andere anlehnen konnten. Erdgeschossige Grundstücke wuchsen empor und aufeinander zu, und im Laufe der Jahre schlossen sich die Lücken wieder.

Armselig und primitiv wirken diese Städte in Deutschland. Sie sind nicht mehr mit den früheren zu vergleichen. Die Prachtstraßen fehlen, und manches historische Städtebild wird niemals wieder auferstehen. Aber diese Städte atmen und leben — und mit den Jahren werden sie weiterwachsen. Auch darin unterscheidet sich Dresden von den anderen Städten Deutschlands. Nicht ein einziges Haus wurde vom Feuersturm verschont. Was den Bränden nicht zum Opfer fiel,

machten die Bomben dem Erdboden gleich. Auf viele, viele Kilometer von West nach Ost, von Süd nach Nord, blieb nicht ein einziges Haus erhalten. Kaum ein Stein auf dem anderen.

Es fehlten die Oasen, die ein langsames Aufeinanderwachsen ermöglichen.

Dresden ist deshalb heute noch, im Jahre 1951, eine tote Stadt und wird es noch für viele Jahre bleiben.

*

Nach dem Zusammenbruch am 8. Mai 1945 holte man alle heran, die einstmals mit dem Dritten Reich paktiert hatten. Sie mußten einige Hauptstraßen freilegen. In primitivster Weise wurden Holzmasten errichtet, Oberleitungen gezogen, und eines Tages durchquerten einige Straßenbahnen die Stadt des Todes. Im Zentrum gibt es allerdings kaum Haltestellen. Die Bahnen verbinden lediglich die Vororte.

Dresden besteht auch heute noch nur aus Vororten. Dresden wurde zur Stadt der Peripherie.

Kurz vor der Kapitulation sprengten SS-Formationen die Brücken. Eine Wahnsinnstat in Anbetracht des rettungslos verlorenen Krieges.

Diese Sprengschüsse kosteten vielen Tausenden von Soldaten die Freiheit. Wer nach der Kapitulation von den Russen ergriffen werden konnte, wurde zum Brückenbau eingesetzt.

Die Verbindungen zwischen der Altstadt und der Neustadt bestehen wieder. Am Postplatz, dem Hauptverkehrsplatz Dresdens, herrscht reges Leben. Der in der Nachbarschaft gelegene Zwinger soll neu erstehen. Das Schauspielhaus am Beginn der Ostra-Allee, dem Zwinger gegenüber gelegen, öffnet wieder seine Pfor-

ten. Aber all das kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die totale Zerstörung einer der schönsten Städte der Welt nach wie vor eine vollkommene geblieben ist.

Was in Generationen wuchs, über viele Jahrhunderte hinweg, kann in alter Form niemals wiedererstehen. Generationen werden kommen und vergehen, ehe Dresden wieder lebt. Auf Jahrzehnte hinaus kann von Dresden nur noch in der Vergangenheitsform gesprochen werden.

Wird man jemals wieder von einem Striezelmarkt Ludwig Richters sprechen oder eine Tafel an einem Haus am Altmarkt anbringen können, in dem Carl Maria von Weber den „Freischütz" komponierte? Wird jemals wieder eine Abendmusik im Zwinger ertönen oder Georg Bährs Frauenkirchenkuppel emporwachsen, um die einmalige Silhouette Dresdens zu vervollkommnen? Wird die Kreuzschule, in der ein Theodor Körner aus- und einging, und die der Welt einen der schönsten Schülerchöre schenkte, ihre Pforten jemals wieder öffnen?

Die Andenken an Richard Wagner, der Liedermeister der Dresdner Liedertafel war und mit ihr seine Übungsstunden im Gewerbehaus abhielt, sind für immer verloren, in Rauch und Feuer aufgegangen.

Die Gemäldegalerie! Und, und, und — — —

*

Es war eine Treuhänderschaft, die Dresden ausübte, ein von dieser Stadt gehüteter abendländischer Gemeinbesitz.

Mit dem Tod Dresdens starben jene Bauten und Schätze, gingen jene Erinnerungsstätten an Geistesheroen verloren, von denen die Welt auch nach vielen

Jahrhunderten noch mit Ehrfurcht und Bewunderung sprechen wird.

Was Generationen in Jahrhunderten erschafften, vernichtete die Technik des modernen Krieges in wenigen Stunden.

Eine Stadt starb und mit ihr die Bevölkerung und jene, die ein grausames Schicksal aus der Heimat vertrieb. Brand und Tod ernteten so nebenher am Rande eines Völkerringens, in der Planung einer Strategie.

Die Zivilisten eines im Kriege befindlichen Landes sterben ohne eine Waffe in der Hand. Sie werden ausgelöscht. Einfach weggefegt, weil sie Angehörige einer feindlichen Nation sind.

Und darin besteht der Wahnsinn jeder kriegerischen Auseinandersetzung, die im Zeitalter der Technik nicht nur Stämme und Völker, sondern Kontinente umfaßt.

Die Zivilbevölkerung, im wesentlichen aus Frauen und Kindern bestehend, ist den modernen Vernichtungswaffen schutzlos preisgegeben.

Und das geschieht im Zeichen einer fortschreitenden Kultur, einer Menschheit, die kopfschüttelnd die Historie einer Inquisition, einer Christenverfolgung, und was es sonst an Grausamkeiten vergangener Jahrhunderte gab, nachliest.

Der erste Weltkrieg kostete über 10 Millionen Menschen das Leben. Der zweite forderte über 30 Millionen Opfer. Und der dritte Weltkrieg?

Die Zahl der Toten wird mit dem Fortschritt der Technik und Wissenschaft weiter zu astronomischer Höhe steigen.

Das Zeitalter des Heldenepos ist vorüber. Entscheidend ist die wirksamste Methode der Kriegführung. Damit ist auch gesagt, daß die Werte menschlicher Be-

griffe ausgelöscht sind. Das Höchste auf Erden, die Achtung vor dem menschlichen Leben, dem menschlichen Individuum und seinem ethischen Begriffe scheint nicht mehr zu bestehen.

Die größten Geister der Weltgeschichte, Philosophen, Apostel, Dichter, Künstler, Musiker, alle jene Menschen, die ein göttlicher Funke berief, dem menschlichen Dasein durch ihre Geistestat den Sinn zu geben, ihn zu deuten, ihn zu ergründen und ihn zu verewigen, lebten vergeblich.

Es lebe aber die Technik!

Es lebe aber die Wissenschaft!

Es lebe aber die Vernichtung!

Die Geistesheroen der Jetztzeit sind jene, die die wirksamsten Mittel zur Vernichtung lebender Wesen, genannt Menschen, schaffen.

Ein solches Leben lohnt kaum mehr. Ein Leben stetiger Beunruhigung, ein Leben voll Angst, voll Sorge um die Zukunft — ist kein Leben!

Politiker und Staatsmänner, vom Vertrauen der Völker an die Spitze ihrer Länder berufen, scheinen nur eine Aufgabe, nur ein Ziel zu haben: die Sicherheit der Nationen zu propagieren und den Krieg zu meinen.

Es müßte ein herrlicher Anblick sein, die schönste Stunde seit Menschengedenken überhaupt, wenn jene Staatsmänner, einer wie der andere, ganz gleich welcher Nation, vor leeren Kasernen, vor unbemannten Geschützen ständen, wenn sie einen neuen Krieg entfacht haben. Mangels Gehorsam, mangels Masse Mensch müßte er ausfallen.

Dank der Staatsgewalt ist so etwas nicht möglich. Befehl ist Befehl und bleibt Befehl, und das Volk hat zu gehorchen. Wer dann wen verurteilt, wird nach Be-

endigung des Krieges festgestellt. Bis zur Entscheidung dieser Frage haben inzwischen Millionen Soldaten und Millionen der Zivilbevölkerung ihr Leben zu lassen.

Der Tod von Dresden sollte ein ewiges Mahnmal bleiben. Eine Warnung an die Menschheit, alles zu tun, um eine Wiederholung von Kriegen und derartigen Katastrophen zu verhindern.

*

Ach so! Beinahe wäre vergessen worden, die Wehrmachtsberichte zu erwähnen:

Deutschland meldete:

Dresden wurde von schweren Terrorangriffen betroffen.

Die andere Seite meldete:

Unsere Luftwaffe führte erfolgreiche Luftangriffe gegen Mitteldeutschland durch. Unter anderen Städten wurde Dresden angegriffen.

Nachwort

Als ich das Buch „Der Tod von Dresden“ veröffentlichte, urteilte nicht nur die deutsche, sondern die Weltpresse übereinstimmend, daß es frei von Tendenzen und Leidenschaften sei. Inzwischen sind aber mehr als zehn Jahre vergangen; inzwischen wurden die Erkenntnisse erweitert und Tatsachen veröffentlicht, die bei der Abfassung des Manuskriptes noch nicht bekannt waren. Auf meine Anfrage im Jahre 1953, die ich in meiner Eigenschaft als Autor des Buches an das Auswärtige Amt der Vereinigten Staaten richtete, wer den Angriff auf Dresden befohlen habe, erhielt ich die offizielle Erklärung, daß der Angriff von den Sowjets gefordert worden sei. Aus dem Wortlaut war aber klar ersichtlich, daß wohl das sowjetische Oberkommando die *Ausschaltung des Eisenbahn-Knotenpunktes Dresden* forderte, keineswegs aber die Vernichtung einer ganzen Stadt.

Nun ist ein Geschichtswerk über die britische Luftkriegführung während des zweiten Weltkrieges gegen Deutschland erschienen. Verfasser sind die englischen Historiker Frankland und Webster. Der eine ist Experte für diplomatische Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, der andere Direktor des britischen Kriegsmuseums. Sofort nach Erscheinen des Werkes erklärte der englische Generalmajor Benett: *„Die Regierung sollte dieses Werk zurückziehen“*, und diese Erklärung hatte seinen guten Grund. Nach zehnjähri-

ger Forschungsarbeit kamen beide Verfasser zu dem gleichen Urteil, wie es schon längst vor der Vernichtung deutscher Städte und insbesondere Dresdens im englischen Generalkommando bekannt war, nämlich daß der Bombenkrieg in keiner Weise kriegsentscheidend war, er die Moral der Bevölkerung nicht untergraben konnte, im Gegenteil, daß trotz schwerster Terrorangriffe Deutschland im Jahre 1944 die höchsten Produktionsziffern auf kriegswichtigem Gebiet erreichte.

In diesem Geschichtswerk wird unwiderlegbar festgelegt, daß Churchill den Anstoß zur Vernichtung Dresdens gegeben hat, ebenso wie es historisch festliegt, daß die Engländer die Nachtangriffe flogen. Hierbei ist festzustellen, daß die Begründung für die Terrorangriffe, nämlich des deutschen Fliegerangriffs auf Coventry, nur ein Vorwand war. In diesem Geschichtswerk ist auch zu lesen, daß während des ganzen Luftkrieges in England nur so viel Menschen umgekommen sind wie in einem Zeitraum von drei Wochen während der massierten Luftangriffe auf Deutschland.

Churchill richtete am 26. Januar 1945 ein Memorandum an das Luftfahrt-Ministerium. Es lautet: *„Ich frage, ob Berlin und ohne Zweifel auch andere Nazistädte in Ostdeutschland jetzt als besonders attraktive Ziele in Erwägung gezogen werden sollen. Bis morgen erbitte ich Bericht, was unternommen werden soll.“* Die Antwort des Oberkommandos der englischen Luftwaffe lautete: *„Es werden Vorkehrungen getroffen, um alle verfügbaren Kräfte gegen Berlin, Dresden, Chemnitz und Leipzig einzusetzen.“* Bombergeneral Arthur Harris, vor einigen Jahren von der englischen Königin ob seiner Verdienste in den Adelsstand erhoben, hatte

jetzt auf Grund der Churchill'schen Auslassungen Vollmacht, eine praktisch noch vollständig intakte Stadt anzugreifen. Diese Aktion war also von höchster Stelle gebilligt.

Die Verwüstungen, die englische und amerikanische Bomber in deutschen Städten anrichteten und die ungeheuren Menschenverluste, die diese Angriffe mit sich brachten, hatten die Herzen der Engländer und Amerikaner längst verhärtet. Es war schon zu einer Gewohnheit geworden, laufend über die schweren Angriffe auf die deutsche Zivilbevölkerung unterrichtet zu werden, aber nach dem Angriff auf Dresden erhoben sich in England ebenso auch in Amerika Stimmen gegen diese Operationen. Das Wort „Terrorangriff" wurde offen ausgesprochen. In Amerika beruhigte General Marshall die Proteste etwas durch die Erklärung, daß die Bombardierung Dresdens auf Anforderung der Sowjetunion stattgefunden habe. Was es mit dieser Anforderung auf sich hatte, habe ich bereits vorher dargelegt.

Die Schockwirkung über die Vernichtung einer Stadt mit 500 000 Einwohnern und 500 000 Flüchtlingen, wobei die Zahl der tatsächlich Getöteten nie feststellbar sein wird, aber mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit über 1/4 Million liegt, veranlaßte Churchill am 28. 3. 1945, obgleich er Initiator des Angriffs war, sich von diesem Geschehen zu distanzieren. Er moralisierte in einem Memorandum an Sir Charles Portal: *„Die Zerstörung von Dresden bleibt ein ernstes Fragezeichen hinter der alliierten Bombenkriegs-Politik. Mir scheint, daß der Augenblick gekommen ist, in dem die Frage der Luftangriffe auf deutsche Städte, die nur der Erhöhung des Terrors dienen, wenn wir uns auch anderer Vorwände*

bedienen, überprüft werden sollte.“ Hellsichtig argwöhnte Luftmarschall Portal, mit diesem Memorandum wolle der auf seinen Nachruhm bedachte Premier die Royal Air Force mit der Alleinverantwortung für den Bombenkrieg und für den von Churchill inspirierten Dresden-Angriff belasten. Portal forderte, der Premier solle das unzumutbare Dokument zurückziehen.

Gleichwohl war die Regierung erfolgreich bemüht, die Bombenkriegs-Last von sich zu wälzen. *„Als der Sieg über Deutschland gefeiert wurde, kam die Rolle der strategischen Luftoffensive nie zur Sprache“*, verzeichneten Webster und Frankland. *„Der Premier und andere schienen sich von der Sache abzuwenden, als sei sie ihnen widerwärtig.“*

Was indes die Bombergenerale aufbrachte, war die Tatsache, daß die vierbändige Webster-Frankland-Arbeit im Auftrag und mit Billigung der britischen Regierung erschien. Von der Staatsdruckerei hergestellt, gibt das Werk gleichsam eine amtliche Interpretation des britischen Bombenkrieges.

Da diese Interpretation aber recht negativ ausgefallen ist, lesen die pensionierten Bombardiers aus dem Werk einen raffinierten Versuch der Regierung heraus, die Verantwortung für den moralisch wie militärisch fragwürdigen Bombenkrieg von sich abzuschütteln — eine Verantwortung, die einst Politiker und Militärs gemeinsam getragen hatten.

Die Politiker unterstützten die Bombergenerale nur, solange die Terror-Strategie militärische Erfolge verhieß. Als jedoch der alliierte Sieg sicher schien und die militärischen Ergebnisse des Bombenkrieges immer fragwürdiger wurden, vollzog der Premierminister eine allmähliche Absetzbewegung, die schließlich allein

Englands Militärs der moralischen Indignation der Nachkriegszeit preisgab.

Diese Tatsachen stammen nicht aus der Feder eines deutschen Historikers, sondern sind subjektive Forschungen englischer Gelehrter, die wir als Deutsche objektiv empfinden. Diese Erkenntnis gibt aber den Legionen deutscher Bombenopfer das Leben nicht zurück und mildert auch nachträglich nicht das Leid unzähliger Hinterbliebener. Dieses Geschichtswerk ist eine moralische Ohrfeige für die englische Kriegführung.

Der Versailler Friedensvertrag schuf nach dem ersten Weltkrieg den Danziger Korridor. Kurzsichtige Politiker gaben damit Hitler einen Vorwand, den zweiten Weltkrieg zu entfesseln. In Yalta unterschrieben Churchill und der bereits vom Tode gezeichnete amerikanische Präsident Roosevelt jenes verhängnisvolle Dokument, das 25 Jahre nach dem Versailler Friedensvertrag genau die gleichen Voraussetzungen schuf. Diesmal ist es die Teilung Deutschlands, ist es der halb schon ausgesprochene Verzicht auf die deutschen Gebiete jenseits der Oder und Neiße, und anstelle des Korridors nach Danzig trat der Korridor nach Berlin. Blindwütiger Haß gegen alles, was deutsch war, trübte den Blick derer, die die Verantwortung für die weitere Zukunft der Erde bestimmten. Mit dem Yaltaer Vertrag wurde der Grundstein zu einem im Bereich des Möglichen liegenden dritten Weltkrieg gelegt.

Durch diesen Vertrag wurden aber auch Millionen Deutscher entrechtet und Millionen gezwungen, ihre Heimat zu verlassen. Die Erklärung der Kollektivschuld aller Deutschen ergab das scheinbare Recht der Vertreibung, das genausowenig eine Berechtigung hatte, als wenn man den noch in der Ostzone verblie-

benen Deutschen eines Tages die Kollektivschuld für Ulbrichts Regime auferlegen wollte.

Winston Churchill lebte in einer irrationalen Welt. Die Vernichtung und Verbrennung von Menschen besorgte er auf seine Weise mit einem Unterschied, daß seine Taten dem ganzen englischen Volk während der Luftangriffe auf Deutschland Tag für Tag bekanntgegeben wurden. Englische Historiker, seine eigenen Landsleute, haben nun die Bestätigung gegeben, daß er, der 1956 den Karlspreis in Aachen entgegennahm, mit seinem Bombergeneral Harris wahrheitsgetreu in die Geschichte des 20. Jahrhunderts eingeht. Das erkläre ich als Dresdner im Namen Hunderttausender, die ihr Leben als Zivilisten verloren.

Jeder von uns sollte ein ewiger Rufer und Warner sein, jeder von uns sollte dazu beitragen und seine Stimme erheben, um die Wiederholung solcher Untaten zu verhindern. Es wetterleuchtet schon wieder am Horizont. Deshalb unser aller Bitte: Gott möge die Menschen mehr lieben, läutern und klären zu ihrem Heil als bisher.

INHALTSVERZEICHNIS

Seite



Frauenkirche mit Türkenbrunnen

Dresden im abendlichen Lichterglanz

Dresdens Wahrzeichen — der Zwinger — der weltberühmte Barockbau Pöppelmanns, war der Stolz jedes Deutschen



Blick von der Brühlschen Terrasse auf Georgentor, Schloß und Hofkirche

Zwinger, Innenansicht

Zwinger, Nymphenbad



Blick von der Neustadt auf die Hofkirche und Schloß

Überfüllte Flüchtlingszüge auf dem Dresdner Hauptbahnhof

Flüchtlingselend! — Ein gewohnter Anblick auf den Straßen und Plätzen Dresdens 1944 und 1945.

In großer Höhe zog die geschlossene Masse der schweren Bomber dahin — getarnt von tief unter ihnen fliegenden Störflugzeugen und kleineren Kampfverbänden. Durch diese Kriegslist wurde die deutsche Luftwarnung getäuscht.

Haushoher Schutt versperrte die Straßen. Unter diesen Trümmerhaufen lagen Tote. — Wie viele? Niemand wird es je genau feststellen können.

Überreste der Frauenkirche und zerstörtes Martin-Luther-Denkmal.

Der Altmarkt — vor und nach dem Angriff. Von fast der gleichen Stelle wurden diese beiden Aufnahmen gemacht. Rechts der verhängnisvolle Löschteich.

Die Gerippe zerstörter Häuser blieben von der einstigen Schönheit übrig.

Die Technische Hochschule in Flammen

Hauptbahnhof mit brennendem Kaiserpalast



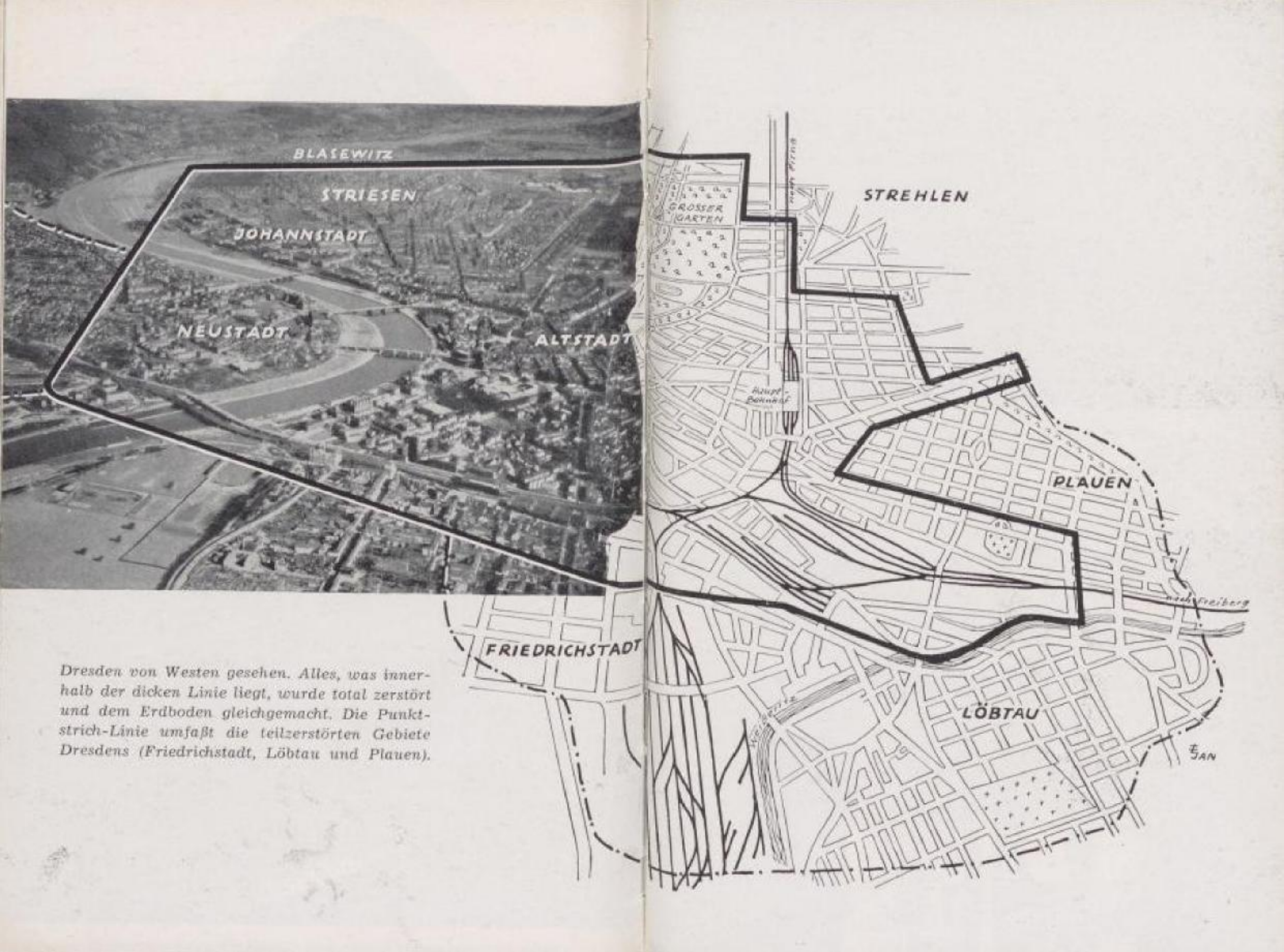
Ein trostloser Anblick; kein Haus blieb unzerstört



Durch Hitzeeinwirkung mumifizierte Frau



Dieser Luftschutzwart wurde vom Gluthauch der Flammen erfaßt



Dresden von Westen gesehen. Alles, was innerhalb der dicken Linie liegt, wurde total zerstört und dem Erdboden gleichgemacht. Die Punkt-strich-Linie umfaßt die teilzerstörten Gebiete Dresdens (Friedrichstadt, Löbtau und Plauen).

Feuersturm über der unglücklichen Stadt. Vom Turm des Bauingenieurgebäudes der Technischen Hochschule wurde dieses Foto während des Angriffs gemacht — ein einzigartiges Bilddokument.

Dieser Anblick bot sich jedem Dresdner beim Verlassen der Keller



Blick auf das Zentrum in Richtung Elbe

Teilansicht des zerstörten Zwingers

Nach den Angriffen versuchten die Bewohner Dresdens ihre Angehörigen wiederzufinden, von denen sie durch das Chaos getrennt wurden.



Ein Sprengkommando entschärft diese 50-Zentner-Fliegerbombe durch Herausschrauben des Aufschlagzünders — eine sehr gefährliche Arbeit.

Ausgebrannte Wracks der Feuerwehrwagen standen überall in den Straßen Dresdens; die Feuerwehrmänner verbrannten mit ihnen.

Opfer der Schreckensnacht

Unzählige Tote bedecken weithin Straßen und Plätze.

Das waren einst Menschen. Allein auf dem schwarzen Haufen neben der dunklen Zinkwanne liegen die sterblichen Überreste von etwa 30 Menschen.

Abtransport der Leichen. Fuhrwerk auf Fuhrwerk wird mit den schaurig verstümmelten und verbrannten Toten beladen. Wer kann sie zählen?

Berge von Leichen — ein grausiger Anblick!

Leichenverbrennung auf dem Altmarkt. Menschenasche türmt sich zu Hügeln.

Schlimmer als auf dem Schlachtfeld sah es in Dresden aus. Zehntausende lagen verkohlt und verstümmelt auf den Straßen. Die Luft war verpestet.



Wohin mit den Toten! Sie sind zu einer Gefahr für die Lebenden geworden. Nur durch Radikalmittel konnten sie beseitigt werden; sie wurden verbrannt.

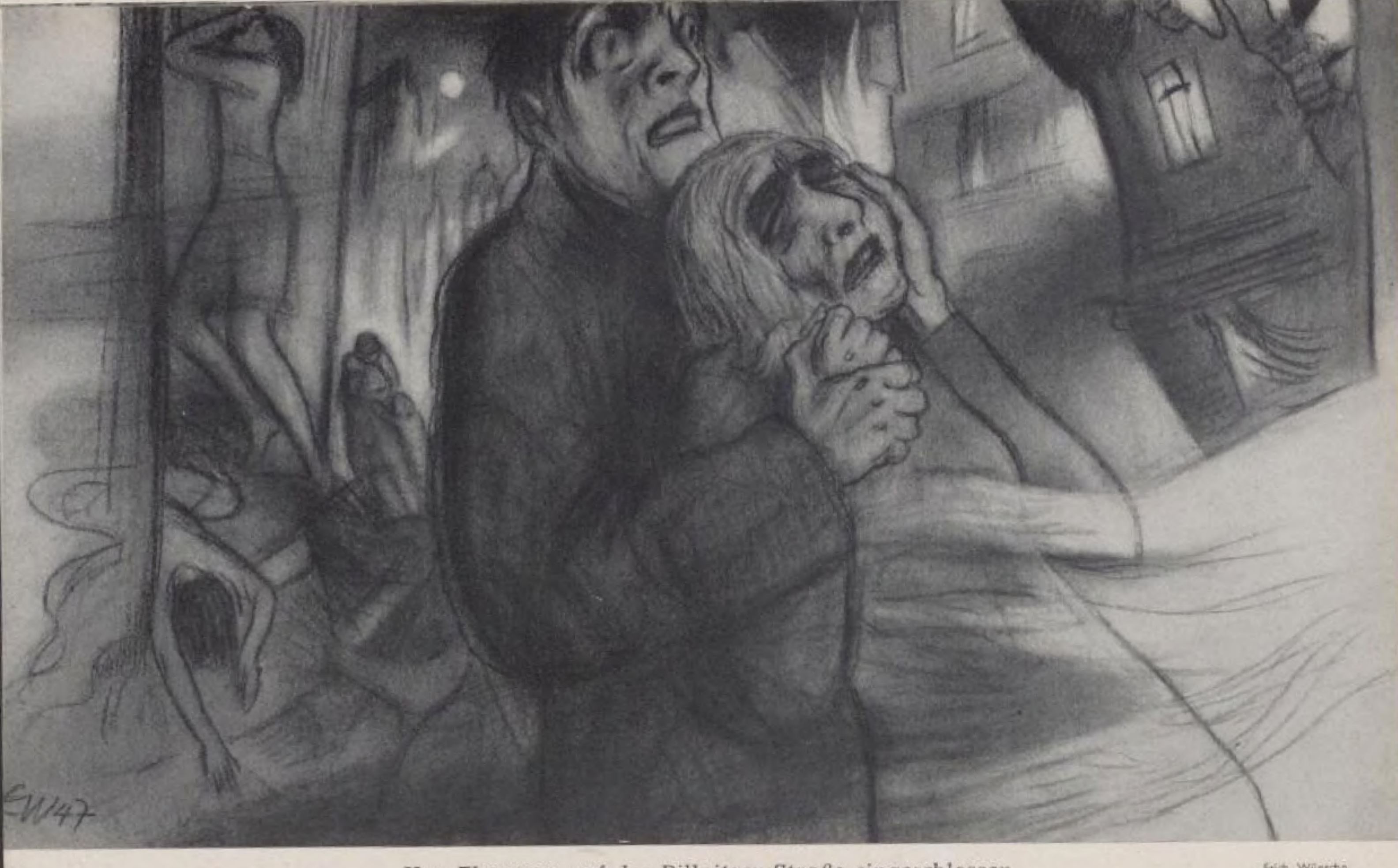


Heimkehrer



Altes Mütterchen im Zwinger

Erich Wünsche



Von Flammen auf der Pillnitzer Straße eingeschlossen

Erich Wünsche



Im ausgebrannten Keller während des zweiten Angriffs

Erich Wünsche



Flucht aus der brennenden Stadt

Erich Wünsche

